

AUSGABE 2 · XXIII. JAHRGANG · DEZEMBER 2020

# Mitteilungen

INSTITUT FÜR PERSONENGESCHICHTE

FÖRDERKREIS DER STIFTUNG FÜR PERSONENGESCHICHTE

ISSN 2509-2286



## Veranstaltungen

---

**Wissenschaftliches Symposium  
in Ludwigshafen / BASF**

**17. Juli 2021**

200 Jahre Friedrich Engelhorn  
[https://personengeschichte.de/  
veranstaltungen](https://personengeschichte.de/veranstaltungen)

---

**Workshop des IPG, Bensheim,  
in Zusammenarbeit mit Prof.  
Oded Heilbronner, Jerusalem**

**21. Juli 2021**

Jüdische Lebenswelt(en) im  
Rheinland. 19. und frühes 20.  
Jahrhundert  
[https://personengeschichte.de/  
veranstaltungen](https://personengeschichte.de/veranstaltungen)

---

**Bensheimer Gespräche  
Lorsch, Museumszentrum,  
Paul-Schnitzer-Saal**

**28. – 30. September 2021**

Personengeschichte  
[https://personengeschichte.de/  
veranstaltungen](https://personengeschichte.de/veranstaltungen)

---

**Verleihung des Forschungs-  
preises der Stiftung für Perso-  
nengeschichte, Bensheim, in  
Lorsch**

**29. September 2021**

[https://personengeschichte.de/  
veranstaltungen](https://personengeschichte.de/veranstaltungen)

---

## Editorial

Sehr geehrte Mitglieder,  
sehr geehrte Freunde des Förderkreises,

vor einem knappen halben Jahr mußten wir an gleicher Stelle schon die ersten tiefen Einschnitte vermerken, zu denen das rasche Fortschreiten der COVID-19-Pandemie bzw. die behördlichen Schutzempfehlungen und -verordnungen bei den Arbeiten und Planungen des Instituts zwangen. Doch waren wir im Sommer noch guten Mutes, was zumindest unsere Veranstaltungen in der zweiten Jahreshälfte anbelangen würde. Die Ihnen allen bekannten Entwicklungen seither zogen indessen einen dicken Strich durch solche Rechnungen, so daß schon Anfang September die – ursprünglich für den 8.-10. Oktober angesetzt – »Bensheimer Gespräche« dieses Jahres abgesagt werden mußten: Zwar blieben ausnahmslos alle Referentinnen und Referenten bis zuletzt bei ihrer Vortragszusage, doch führte dann ein Vorsorgebeschluß der für den Konferenzsaal im Welterbezentrum Kloster Lorsch zuständigen Kommune zur Stornierung. Um so erfreulicher, daß sich die Verwaltung und Welterbestätte sogleich wieder sehr kooperativ zeigten und uns umgehend die Chance gaben, die Tagung exakt ein Jahr später am gleichen Ort anzubieten, das heißt von Dienstag, dem 28. bis Donnerstag, den 30. September 2021. Wiederum traditionell eingebettet in dieses Forum wollen wir dann am Mittwochabend des 29. September 2021 in öffentlichem Festakt unseren Forschungspreis 2020 verleihen, der ja, wie Sie schon wissen, im Sommer dieses Jahres einer jungen Historikerin aus Berlin zuerkannt wurde. Zu unserer großen Freude hat Nora Mengel unterdessen zugesagt, zum Ausweichtermin kommen zu können und dann auch eine Ansprache an die Festgemeinschaft halten zu wollen.

In der Folge mußte neuerlich der inzwischen für den 9. Dezember 2020 vorgesehene Workshop zum Thema »Jüdische Lebenswelt(en) im Rheinland. 19. und frühes 20. Jahrhundert«, der inzwischen hier in der Region schon auf beachtliches Interesse gestoßen war, abgesetzt werden. Zusammen mit unserem Kooperationspartner in Israel haben wir uns nun auf Mittwoch, den 21. Juli 2021 als Ausweichtermin verständigt.

Vor kurzem zog dann noch unser Gastgeber für die Frühjahrstagung 2021 in Greifswald, das Alfried-Krupp-Wissenschaftskolleg, die Reißleine; wir hatten zusammen mit Kollegen Prof. Oliver Auge (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) und Prof. Nina Gallion (Johannes-Gutenberg-Universität Mainz; Trägerin des Forschungspreises der Stiftung für Personengeschichte 2016), vom 22.-24. Februar 2021 tagen wollen und dafür auch Zusagen zu 20 Vorträgen und zwei öffentlichen Abendvorträgen erhalten. Doch konnte unterdessen auch hier eine Verschiebung um exakt ein Jahr und zu den gleichen Rahmenbedingungen zugesichert werden. Neuer Termin am gleichen Ort: 21.-23. Februar 2022.

Natürlich war unter dem Zwang der Verhältnisse auch nicht mehr daran zu denken, noch, wie in allen Jahren zuvor, im Herbst 2021 eine Mitgliederversammlung des Förderkreises einzuberufen. Sie wird selbstverständlich nachgeholt, sobald die behördlichen Vorgaben wieder belastbare Planung zulassen. Dazu erhalten Sie als Mitglieder unseres Förderkreises baldmöglichst ein Einladungsschreiben, mit welchem wir dann auch Hinweise auf

Neuerungen und weitere Angebote verbinden wollen.

Hingegen soll hier und jetzt kein weiteres Lamento angestimmt, sondern sollen Sie mit dieser Heftnummer unserer Mitteilungen zum Jahreswechsel davon informiert werden, daß ungeachtet aller Einschränkungen die Institutsarbeit nicht gelähmt wurde und auch unverdrossen weiter voranschreitet, wovon unter anderem einige Publikationen dieses ablaufenden Jahres 2020 Zeugnis ablegen. Vor allem möchten wir Sie an dieser Stelle nochmals auf die Neuerscheinung aus unserer Buchreihe beim Verlag Vittorio Klostermann (Frankfurt am Main) hinweisen, den Tagungsband ›Moderne Patronage. Annäherungen an die Bedeutung personaler Verflechtungen in Politik und Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert‹, der auch in methodischer Hinsicht neue Dimensionen und Erkenntnischancen aktueller Personengeschichtsforschung vor Augen stellt.

Unter dem Eindruck, daß die den jüngsten Generationen so fremde Krisenerfahrung seit dem Frühjahr 2020 im historischen Maßstab jedoch kein Novum bedeutet, sondern unsere Vorfahren sich diesen und noch dramatischeren Herausforderungen zu stellen hatten, haben wir das eigentümliche Motiv unserer Weihnachtskarte aus dem Institut ausgewählt. Wie schon gewohnt und zurecht von Ihnen erwartet, entstammt es wieder unseren hauseigenen Sammlungen. Ein das Heft einleitender Werkstattbericht versucht, jenes Familienbuch des 17. Jahrhunderts, das ein Zeitgenosse des 19. Jahrhunderts zu seinem Tagebuch umfunktionierte und in welchem er für das Frühjahr 1833 in zittriger Schrift den Ausbruch einer Seuche vermerkte, in seinen Überlieferungszusammenhängen wie in seinem historischen Aussagewert zu beleuchten. Ein anderer Beitrag mag veranschaulichen, wo und wie wir die Hand auch am Puls externer personengeschichtlicher Initiativen halten, und ein zweiter Werkstattbericht zu einem unscheinbar anmutenden, gleichwohl zeitgeschichtlich sehr interessanten Befund, der sich am Bestand einer uns 2019 überlassenen großen Gelehrtenbibliothek ergab (vgl. Mitteilungen 2019-II, S. 20-27), beschließt diesen Querschnitt durch Institutsarbeiten der letzten Monate. Den tatsächlichen Beschluß jedoch bildet hier die Würdigung eines unserem Hause eng verbundenen Forschers anläßlich seines ganz besonderen Geburtstages, der dem Jubilar auf seltene Weise ein Verschränken von Lebenszeit und Geschichtserfahrung verbürgt.

In der Hoffnung, daß Sie alle wohlauf und uns gewogen bleiben, wünscht Ihnen damit ein frohes Weihnachtsfest und ein gesegnetes neues Jahr

Ihr Team  
des Instituts für Personengeschichte



# Inhalt

|                                                                                                                                                                                       |    |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| »Im Jahr 1833 regirte die Blatern Kranckheit ...«<br>Ein Familienbuch des 17. Jahrhunderts und seine<br>eigentümliche Nachnutzung<br>(V. Huth)                                        | 6  |
| Bücher im Bombenkrieg. Ein objektgeschichtlicher<br>Werkstattbericht<br>(K. Fischer)                                                                                                  | 18 |
| »Der bekannte Unbekannte«. Wittenberger Arbeitsge-<br>spräch zur Lutherischen Orthodoxie und Ausstellung über<br>Biographie und Werk von Abraham Calov (1612-1686)<br>(L. v. Lehsten) | 25 |
| Werner Gebhardt 95 Jahre alt<br>(L. v. Lehsten)                                                                                                                                       | 29 |
| Neuerscheinung: Universitätsmatrikeln im deutschen Süd-<br>westen. Bestände, Erschließung und digitale Präsentation                                                                   | 31 |
| Impressum                                                                                                                                                                             | 32 |

---

Aus der Erschließungsarbeit im Institut:

## »Im Jahr 1833 regirte die Blattern Kranckheit ...«

Ein Familienbuch des 17. Jahrhunderts und seine eigentümliche Nachnutzung

von Volkhard Huth

---

Die seit letztem Jahr weltweit um sich greifende, Bevölkerung, Regierung, Gesundheitswesen und selbst die Wissenschaft weitgehend unvorbereitet treffende Coronavirus-Krankheit-2019 (COVID-19) hat tief in unser aller Leben eingegriffen. Persönliche Gewohnheiten wurden, bis ins Allerprivateste, in Frage gestellt, die bewährten beruflichen Abläufe irritiert oder sogar deaktiviert; die sozialen Kontakte sind seit nunmehr einem Dreivierteljahr schwer gestört, die wirtschaftlichen Folgen einstweilen kaum abzusehen. Doch mag diese für uns vollkommen neue Erfahrung, mag die stark verunsicherte Alltagswahrnehmung immerhin den Blick schärfen für die schlimmen Seuchen und das Erlebnis des »großen Sterbens«, wie es die Krisenerfahrungen historischer Gesellschaften lenkte, auch im Blick auf die Bewältigungsstrategien – nicht zuletzt jenseits medizinischer Vorbeuge- und Bekämpfungsmaßnahmen, wie sie etwa den Menschen um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als in Europa schätzungsweise ein Drittel der Bevölkerung der Pestepidemie zum Opfer fiel, nicht zu Gebote standen. Jene Heimsuchungen waren noch den Menschen der Frühmoderne geläufig, ja kontinentübergreifend auch noch unseren Vorfahren vor rund hundert Jahren.

Galten die »Blattern« (Pocken) als das epidemische Hauptübel des 18. Jahrhunderts, so erwarb sich die Cholera den Ruf als »Leitkrankheit« des 19. Jahrhunderts.<sup>1</sup> Gleich der COVID-19-Pandemie zog auch sie von Asien nach Europa, weckte hier wie dort Ängste, Krisenbewußtsein und hektische Abwehrreflexe, die sich durchweg als untauglich erwiesen, die Krankheit wirkungsvoll einzudämmen. Das gelang erst mit der genauen Fixierung des Erregers und der darauf basierenden Entwicklung eines Impfstoffes, was alles in allem noch Jahrzehnte dauern sollte. Die »Blattern« (lat. *variola*) wiederum ziehen als gefährliche Infektionskrankheit in manchen Weltgegenden bis in die letzten Jahrzehnte hinein ihre Kreise.

1832/3 grassierte in Bensheim eine Blattern-Epidemie, die einen hier ansässigen, dann nach Mainz verziehenden Arzt zu einer eigenen wissenschaftlichen Bestandsaufnahme veranlaßte. Er gibt darin nicht nur an, daß von den damals etwa 4.000 Einwohnern unseres heutigen Institutsstandortes nur ungefähr die Hälfte sich bis dahin hatte impfen lassen, er notierte weiterhin genau, was heute aus rechtlichen Gründen so gar nicht mehr angehe, ausführlich alle ihm bekannt gewordenen Krankheitsfälle, wobei er die Patienten tatsächlich durchweg mit ihren Namen ausweist und ihre Symptome beschreibt. Diesen Bericht über den Verlauf der Pandemie und

1 Hierzu wie zum Folgenden vgl. Eberhard Wolff, »Triumph! Getilget ist des Scheusals lange Wuth«. Die Pocken und der hinderliche Weg ihrer Verdrängung durch die Pockenschutzimpfung, in: Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte, hg. von Hans Wilderotter unter Mitarbeit von Michael Dormann, Berlin 1995, S. 158-189; buchstäblich im Jahrhundertüberblick jetzt: Birgit Aschmann, Durchbruch der Moderne? Der Mensch, Natur und Umwelt im 19. Jahrhundert, in: Eine optimistische Welt? Mensch und Natur in den Umbrüchen des 19. Jahrhunderts, hg. von Joachim Horn und Jürgen Kerwer, Wiesbaden 2020, S. 13-36, bes. S. 26ff.





Abb. 1.

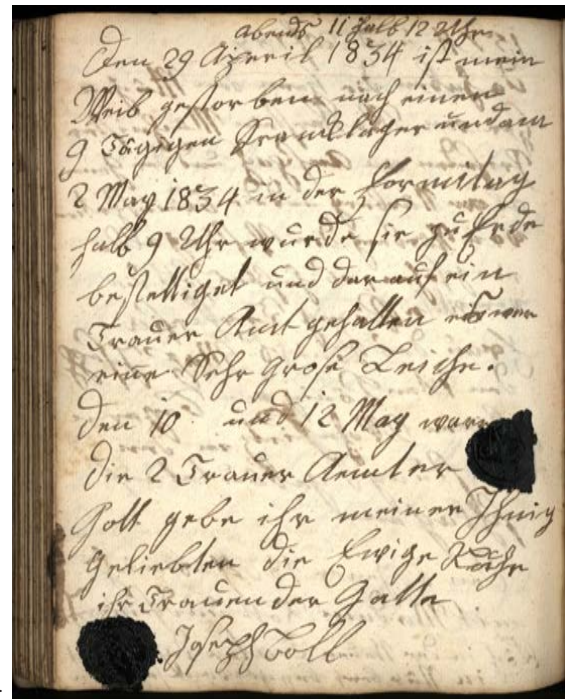


Abb. 2.

- 2 Franz Ludwig Feist, Beschreibung der Blattern-Epidemie, welche vom August 1832 bis Ende 1833 zu Bensheim im Grossherzogthume Hessen geherrscht hat [...], in: Heidelberger Klinische Annalen 9/4, Heidelberg 1833, S. 487-528.

die Befunde bei den von ihm untersuchten Kranken ließ er dann »nebst einigen diagnostischen und medicinisch-polizeilichen Bemerkungen über die natürlichen, modificierten und falschen Blattern und über die Kuhpocken« in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift abdrucken.<sup>2</sup>

### Die Erlebnisperspektive: Ein handschriftlicher Befund in unserer Bibliothek

Ein schlichter, ungebildeter Zeitgenosse hat zur gleichen Zeit in einer mittelfränkischen Kleinstadt, nach heutigen Mobilitätsmaßstäben kaum drei Autostunden von Bensheim entfernt, in seinem Tagebuch festgehalten, daß die Pockenepidemie im ersten Quartal des Jahres 1833 seine Heimat schwer heimsuchte: »Im Jahr 1833 regirte die Blattern Krankheit im Monat Jener Febrar März« (Abb. 1) – diese Eintragsseite hat das IPG jetzt auf seiner Weihnachtskarte des Jahres 2020 reproduziert. In einer krakeligen, meist sehr flüchtig und etwas unbeholfen wirkenden Schrift hat der Schreibende auf dieser Seite in mehreren Eintragungsschichten noch diverse Todesfälle registriert, die sich in seinem Umfeld zwischen Dezember 1833 und April 1834 ereigneten – ohne, daß er einen Bezug zu der noch im Frühjahr wütenden Epidemie hergestellt hätte. Vielmehr fügen sie sich zu einer größeren Anzahl vergleichbarer Notizen von Heirats-, Geburts- und Sterbefällen, die den letzten Teil dieses handschriftlichen Zeugnisses seitenlang nahezu listenartig durchziehen, dann wieder ergänzt durch uns heute vielleicht trivial erscheinende Angaben zu Marktpreisen von Bedarfsgütern und lakonische Vermerke geschäftlicher oder gesellschaftlicher Vorgänge. Aus dieser chronologisch uneinheitlichen wie überwiegend auch unsystematischen Buchführung ragt allerdings eine Eintragsseite sichtlich heraus (Abb. 2). Diese Seite hat der Autor ausschließlich einem einzigen Bericht gewidmet. Mit ihm schildert er den Tod und das Begräbnis seiner eigenen Frau. Und dieser Eintragung, die er namentlich unterschrieb, suchte er auf anrührende Weise den Charakter eines urkundlich-amtlichen Zeugnisses

zu geben, so, wie er sich dies zu angemessener Würdigung des Geschehenen und dessen Fixierung vorstellte. Gleich zweimal siegelte er daher die folgenden Zeilen mit schwarzem Wachs, die er nachträglich noch mit einer darübergeschriebenen, noch präziseren Zeitangabe versah: »[Abends 11 halb 12 Uhr] 29 April 1834 ist mein Weib gestorben nach einem 9 tägigen Krancklager und dann 2 May 1834 in der Formitag halb 9 Uhr wurde sie zu Erde bestetigt und darauf ein Trauer Amt gehalten es war eine sehr grose Leiche. Den 10 und 12 May waren die Trauer Aemter Gott gebe ihr meiner Ihnig Geliebten die Ewige Ruhe ihr Trauender Gatte«.

### Aus der Welt eines Hopfenhändlers um 1830: Das Tagebuch des Joseph Boll

Diese nach urkundlicher Dokumentation strebende Eintragung hat der Schreibende nicht nur doppelt gesiegelt, sondern auch selbst signiert. So erfahren wir seinen Namen, und aus seinen sonstigen Tagebucheinträgen auch viel über ihn persönlich, seine Familie und nähere soziale Umgebung, ja: seine Gewohnheiten, seine individuellen Wünsche und Sehnsüchte, Ängste und Nöte. Der Mann hieß Joseph Boll, lebte im mittelfränkischen Städtchen Heideck (heute: Landkreis Roth), einer im Alten Reich noch zur Oberpfalz zählenden Gemeinde, die zum Zeitpunkt der Tagebuchanlage zum gerade einmal seit knapp zwei Jahrzehnten bestehenden Königreich Bayern gehörte, als solches etabliert erst an Weihnachten 1806. Diese politische Aufwertung dürfte, auch wenn er sie hier nicht mehr eigens thematisiert, doch zumindest in die frühe Lebenszeit unseres Tagebuchschreibers gefallen sein, der sich als treuer Untertan dieses noch jungen Königreiches empfindet und dessen regierendem Herrscherhause er Ehrfurcht und Liebe bezeugt. So verwundert es nicht, daß er dem Tod des ersten bayerischen Königs, Maximilians I. Joseph, am 13. Oktober 1825 einen exponierten Eintrag widmet (Abb. 3). Hier wie noch öfters in seinem Tagebuch, das er in der uns erhaltenen Fassung von 1822/23 bis 1832 führte (mit Nachträgen eben bis 1834), ließ er kein festliches Ereignis im Herrscherhause aus, von Regierungsjubiläen über Sterbefälle, Heiraten und Regenschaftswechsel, wobei er auch die engen Verwandten und Protegés der Wittelsbacher im Blick behält, zumindest, soweit sie in Bayern lebten oder sich dorthin begaben.

Mit gleicher Sorgfalt und Ehrerbietung, ja: wohl noch eine Spur beflissener erzeugt sich unser Tagebuchautor nur dann, wenn es um die katholische Kirche geht und ihr Oberhaupt. So ist schon seine – gemäß eigener Nummerierung – vierte Tagebucheintragung unter dem Datum des 20. August 1823 der Nachricht vom Tode Pius' VII. gewidmet, dessen Begräbnisfeierlichkeiten in Rom sowie dem Hinweis auf den Amtsnachfolger Leo XII. Diese Berichtsseite ist neben derjenigen, die der Tagebuchschreiber der Kommemoration des Todes seiner Ehefrau vorbehielt, die einzige, die er ebenfalls siegelte: hier aber »nur« einmal und, vergleichsweise nicht unpassend, mit rotem Wachs (Abb. 4).

Für diesen um dokumentarische Treue bemühten Berichtseifer wird man nicht einfach allein die selbst auferlegte Chronistenpflicht des Tagebuchführenden verantwortlich machen können. Ihm geht es nicht nur um die Repräsentanten der Ordnung in Kirche und Welt, die allerdings seine Orientierung jenseits der familiären und beruflich-geschäftlichen Sphäre



Abb. 3.

Abb. 4.



bestimmen. Charakteristisch für ihn ist seine tiefe Religiosität, eine heute jedenfalls in unserem Kulturraum kaum mehr anzutreffende Laien-Volksfrömmigkeit, die auch den ganzen Lebensrhythmus gliederte und die Weltwahrnehmung unseres Protagonisten, des Joseph Boll, nachhaltig prägte. Das zieht sich bis in seine Lektüreerlebnisse hinein, die er gleichfalls getreu festhält und die von religiös-volkstümlicher Erbauungsliteratur dominiert werden. Oft auch bildet sie die Basis für Gebete und Exerzitien, denen sich Boll unterzieht; er erzählt von Gottesdiensterlebnissen, die ihn bewegten, Beichten und Ablässen, vergisst keine Prozession zu erwähnen, verzeichnet kirchliche Stiftungen und Bauprojekte ebenso wie Altarweihen und Kirchweihfeste in seinem Hauptaktionsradius, der vorwiegend von Orten in Mittelfranken, der Oberpfalz und Bayerisch-Schwaben umrissen wird. Dort, in Unterlietzheim bei Dillingen bzw. Zirgesheim (im Donau-Ries) versah sein »Gevatter«, also sein Taufpate, nacheinander die Ortschaften, und den Pfarrhaushalt versorgte an beiden Standorten die Schwester Joseph Bolls. Die Besuche bei bzw. von ihr nehmen viel Platz in Bolls Tagebuch ein, nicht minder verbucht er jeden Brief, den er an seine Schwester schrieb oder von ihr empfing, unter dem genauen Tagesdatum – ohne aber auch nur einmal auf den Inhalt dieser Briefe einzugehen. Ganz anders steht es bei Briefen hochgestellter Persönlichkeiten, von denen Boll über gedruckte Publikationen Kenntnis nahm und die er, oft seitenlang, exakt und mit geradezu musterschülerhaftem Bemühen um dann möglichst lesbare Schrift flüssig abschrieb. Dabei gab er sich ostentativ mehr Mühe als bei seinen persönlichen Notizen oder etwa der Bezugnahme auf seine Literatureindrücke. Selbst dort, wo er die Buchtitel direkt zitiert und auch näher vorstellen möchte, unterlaufen ihm eklatante, teils sogar sinnentstellende Schreibfehler, so daß man annehmen darf, er habe diese Referenzen, anders als die zitierten Prominentenbriefe und sonstigen öffentlichkeitszugewandten Verlautbarungen, einfach aus dem Gedächtnis zitiert. Das erschwerte den Mit- und Nachvollzug seiner Eintragungen mitunter beträchtlich, steht Boll doch mit Syntax und Orthographie ebenso wie mit der (überhaupt nur spärlich gebrauchten) Zeichensetzung schwer auf Kriegsfuß, läßt mundartliche Färbung einfließen und verballhornt fast jedes Fremdwort – was man ihm freilich um so eher nachsehen muß, als er eben keine Fremdsprache beherrschte und offenbar nur elementaren Schulunterricht genossen hatte.

Ganz anders dann aber seine beiden Söhne Johann Evangelist (\* 19. August 1817 in Heideck) und Johann Michael (\* 14. August 1821 ebenda), auf deren Schulbildung der Vater großen Wert legt und von deren Lernfortschritten er stolz erzählt. Bezeichnenderweise schlägt auch hier die religiöse Prägung durch und ist es dem Vater vor allem wichtig, daß die Söhne bei den Prüfungen in der Sonntagsschule unter den Augen kirchlicher Examinatoren gut abschneiden. Dieser Ehrgeiz trug insofern Früchte, als beide Söhne, wie bayerische Amtsschematismen noch aus dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts verraten, sich über den Besuch weiterführender kirchlicher Lehranstalten Bildungshorizonte erschlossen, die für ihren tagebuchführenden Vater noch nicht erreichbar waren. Sowohl in Johann Evangelist als auch Johann Michael Boll ging die Saat religiöser Erziehung auf: beide ließen sich zum Priester weihen, der ältere der beiden Brüder legte sogar Profeß ab im erst 1835 gerade wieder eingerichteten Augsburg-



burger Benediktinerkloster St. Stephan. Doch trat er später offensichtlich in den Stand eines Weltgeistlichen zurück und stieg als »Lycealprofessor« für Philologie und Geschichte schließlich zum Distriktsschulinspektor, »Kreisscholarchen und Subrektor« in Günzburg auf, sein jüngerer Bruder Johann Michael ist z. B. 1868 als Studienleiter des kirchlichen Lehrseminars in Eichstätt nachzuweisen. Das intellektuelle Glanzlicht steckte dieser Familie jedoch erst eine weitere Generation später ein anderer Sprößling auf, dessen Großvater noch Landwirt in Heideck gewesen war, dessen Vater es dann freilich schon bis zum Rang eines Oberlandesgerichtsrates in München gebracht hatte: Franz (auch er trug immerhin noch die Beinamen Johann Evangelista) Boll, dann 1867 in Rothenburg ob der Tauber geboren und 1924 in Heidelberg gestorben. Franz Boll, der an den Universitäten Berlin und München studierte, entwuchs endgültig dem bäuerlich-provinziellen Milieu erzkatholischer Prägung. Er avancierte zu einem der herausragenden Gräzisten seiner Zeit, leitete seit 1898 die Handschriftenabteilung der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek und folgte alsbald Berufungen auf Ordinariate in Würzburg (1903) bzw. Heidelberg (1908), von wo aus er sogar ehrenvolle Rufe nach Wien und Berlin ablehnte. Mitglieder bedeutender wissenschaftlicher Akademien des In- und Auslandes ernannten ihn, den herausragender Kenner vor allem des antiken und orientalischen astrologischen Schrifttums, zu ihrem Mitglied, eine der großen alten Universitäten Europas, Padua, verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. In stärkstem Kontrast zu seiner imposanten Gelehrsamkeit steht die Weltwahrnehmung seines ca. drei Generationen früher in Heideck lebenden Ahns, des Hopfenhändlers und Tagebuchschreibers Joseph Boll, von dessen weiteren Bewandnissen nach zeitlichem Abbruch des Tagebuches von hier aus noch nichts zu ermitteln war. Dazu wären lokalhistorische Recherchen in seiner Heimat anzustellen, deren Geschichte im dritten und frühen vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts aber gerade durch die in unserem Institut zutage getretene Quelle ihrerseits erheblich an Kontur und Farbe gewinnen dürfte: lassen doch Joseph Bolls Aufzeichnungen die Lebensverhältnisse am Ort im frühen 19. Jahrhundert aus der in der Überlieferung dieser Zeit selten faßbaren »Graswurzelperspektive« erkennen. Sie begünstigte prosopographisch dankbare wie allgemein sozialgeschichtlich relevante Notizen eines tüchtigen, durchaus bildungshungrigen, aber eben noch bildungsfern aufgewachsenen Handelsmannes. Die Quellengattung und Bolls ganz unpräntöse Berichtsperspektive beglaubigen aber auf ganz eigene Weise, wie die Mehrheit der Bevölkerung seines kleinstädtischen Umfeldes damals lebte und dachte, welchen Sorgen, Problemen und Einschränkungen sie ausgesetzt war, aber auch, wie und woraus sie ihre – aus heutiger Sicht – kleinen Freuden bezog und womit sie sich jenseits des harten Arbeitslebens befaßte, in einer Zeit noch lange vor Aufkommen von Fernsehen und Internet. Nicht zuletzt lassen sich aus seinen Angaben wertvolle Rückschlüsse auf die Gesundheits-, Ernährungs- und Versorgungslage der Bevölkerung gewinnen, notiert Boll doch eifrig nicht nur die Erzeugnisse seines heimischen Gartens, die er zum Teil auch verkauft (1828 etwa zog er 255 »Korabi« und 25 »KrautKöpfe«), sondern allgemeine Ernteerträge und Preisentwicklungen. Damit korrelieren seine Naturbeobachtungen, vom festgehaltenen Eindruck schöner Abendröte bis zur Vermeldung schlimmer Unwetter, die auch heute noch Chaos aus-



Abb. 5.

Abb. 6.



3 Bayerisch: »Pfinztag« von lat. quinta feria = Donnerstag.

zulösen imstande wären. Als Kostprobe sei hier nur seine Eintragung zum Winter 1827 herausgegriffen, in dem es »so viel Schnö« gegeben habe, »daß er manchen Gegenden 18 Schuch [also ca. 4,80 Meter; V. H.] hoch ist und ist eine Erschölich [= abscheuliche ?/erschreckliche ?; V. H.] Kälte die sich in Termerter [= Thermometer; V. H.] auf 22 Grade belöben hat« (Abb. 5).

Stellenweise sprengt Joseph Boll sogar seinen lokalen Berichtsrahmen auch dadurch ein wenig, daß er seine Handelsreisen dazu nutzen konnte, sich die Aufenthaltsorte näher anzusehen, sie sich also nach Möglichkeit durch Spaziergänge näher vertraut zu machen, was sich dann jeweils in seinem Tagebuch niederschlug. Zwar gelangte er als Hopfenhändler nirgends, soweit aus unserem Zeugnis zu ersehen, über Bayern hinaus, immerhin verschlug es ihn aber dort doch auch in größere Städte wie Nürnberg und Regensburg, die er in ihrem städtebaulichen Gefüge, aber nicht zuletzt auch in ihrem kirchlichen Erscheinungsbild der Zeit und für das Verhältnis der Konfessionen zueinander genau mustert. Zum historischen Zeitkolorit zählt schließlich auch, daß im Februar 1831 nach Bolls Bericht von den Kirchenkanzeln die Aufforderung erging, jeden Tag drei Vater-unser zu beten und Gott darum zu bitten, er möchte sein Volk vor Krieg verschonen, »weil man in allen Orden hört von Revalution = [Revolution; V. H.] in allen Ländern« (Abb. 6).

### Soziale Aufsteiger und ihr Netzwerk: Das Familienbuch der Rosenkranz »zu Scheibelsgrub«

Der Hopfenhändler Joseph Boll hat seine Tagebucheinträge aber nicht einer selbst angelegten Kladde anvertraut, sondern damit eine vornehm in Leder gebundene Papierhandschrift des 17. Jahrhunderts, die mit alten Wappenbildern, Devisenspruchbändern und beschrifteten Kartuschen (mit Angaben zu Namen und Daten) versehen war, komplett vollgeschrieben. Ob dies aus Sparsamkeit geschah oder auch mit Blick auf das repräsentative Erscheinungsbild dieses Buches, wissen wir nicht; vermutlich war beides der Fall. Immerhin gibt Boll an einer eher versteckten Stelle inmitten seines Tagebuches einen Hinweis auf die Herkunft seiner materiellen Schreibgrundlage. Deren heute noch erhaltene 124 Blätter (mehrere weitere sind leider herausgerissen) fand er unpaginiert vor und hat auf diesen auch selbst keine Seitenzählung angebracht, sondern, einer eigentümlichen Marotte gehorchend, zunächst die Tagebucheinträge durchnummeriert: bis einschließlich Nummer 227, zur Notiz seiner famosen Kohlrabi-Ernte 1828 im eigenen Garten. Dann kam er für den noch etwas umfänglicheren Rest der Handschrift auch von dieser Strukturierung ab. Nr. 110 der bezifferten Tagebucheinträge indes verrät, daß Boll dieses Buch aus Parkstetten bezogen habe, heute einer im Norden der Stadt liegenden Vorortgemeinde von Straubing. Dort sei seine Schwester »Ana Maria Bollin« 16 Jahre lang Haushälterin des »den 10 Juni am Pfinztag<sup>3</sup> 1821« verstorbenen ehemaligen Pfarrers Johann Evangelist Müller gewesen, also bevor sie in gleicher Funktion dann beim Paten ihres Bruders in Zirgesheim bzw. Unterlietzheim tätig wurde. Im Besitz ihres vormaligen Dienstherrn, des einstigen Parkstetter Pfarrers, muß sich die Handschrift befunden haben, ehe sie Joseph Boll für seine Zwecke nutzen konnte: und das offenbar bald nach dem Tod des einstigen Vorbesitzers, beginnen Bolls datierte Eintragungen doch

1823, auch wenn er chronologisch ab und zu ein Stückchen zurückspringt. Das rückt unsere eigentümliche Handschrift räumlich bereits sehr nahe an ihren Ursprung heran. Denn ihre Anlage verdankt sich einem Straubinger Patrizier, dem – als solches erstmals 1678 bezeugten<sup>4</sup> – Ratsmitglied Johann Jakob Rosenkranz († 1687). 1666 war er als Student an der Universität Ingolstadt eingeschrieben,<sup>5</sup> und spätestens zu dieser Zeit wird er den Brauch studentischer Stammbuchführung kennengelernt haben. Doch handelt es sich bei unserer Handschrift nicht um ein herkömmliches akademisches Stammbuch, in dem Studenten der frühen Neuzeit sich ihre (möglichst sozial gleich- bis höherrangigen) Kommilitonen in Wort und Bild verewigen ließen, sondern genau besehen um ein Familienbuch, das mit einigem ästhetischen Anspruch der Statuslegitimierung jener Familie Rosenkranz dienen sollte und dazu ihre Verwandten und »Freunde« mit Namen, Stand und Wappen aufführte.<sup>6</sup> Das geschah hier mit der Anbringung von immerhin 37 locker über die Handschrift verteilten Wappenbildern, meist zu Ehepaaren geordnet, gelegentlich aber auch nur für Einzelpersonen in Anspruch genommen, bemerkenswerter Weise wiederholt auch von – verheirateten! – Frauen (Abb. 7). Alle Wappen sind mit leuchtenden Deckfarben aufgemalt, nur das vorletzte Wappen ist ein lediglich koloriertes Druckbild, das in die Handschrift eingeklebt wurde: der Beschriftung zufolge auf Betreiben des Wappenführenden, eines Angehörigen des in wichtigen weltlichen wie geistlichen Ämtern der Stadt Straubing seinerzeit stark vertretenen Geschlechtes der Dürnizl/Türnützel (o. ä.), Ferdinand [Joseph] »Dürnizl in Hönart«,<sup>7</sup> der seinem verehrungswürdigen »cognatus et frater« dieses Zeichen zu immerwährendem Gedenken widmet. Daß es sich bei diesem »Mitbruder« zweifelsfrei um Johann Jakob Rosenkranz als den Buchführer handelt, beweist dann u. a. das letzte Wappenbild der Handschrift, im darübergemalten Devisenspruchband gleichfalls auf 1669 datiert, das der daruntergesetzten Kartusche nach ein gewisser Martin Rainer,<sup>8</sup> Lizenziat der Rechte, dem »edlen und überaus gelehrten Bruder«, eben dem »Joanni Jacobo Rosenkranz à Scheibelsgrueb«, in aufrichtiger Liebe zukommen läßt (Abb. 8).

Bei aller Floskelhaftigkeit solcher Dedikationsvokabeln und Titulaturen darf aber der Informationswert nicht übersehen werden, den sie der Forschung sozialgeschichtlich bereitstellen. Jenseits konkreter Verwandtschaft oder, wie in den beiden letztgenannten Fällen, gemeinsamer korporativer Zugehörigkeit verweisen z. B. die hier den Familiennamen beigefügten Besitztitel »Hön(h)art« bzw. »Scheibelsgru(e)b« auf Landgüter, mit denen sich solche Patrizier außerhalb ihrer städtischen Herkunftsorte hatten belehnen lassen. Es fügen sich die zugrundeliegenden Mobilitäts- und Akquisitionsstrategien in einen seit dem 16. Jahrhundert in Bayern deutlich zu beobachtenden Prozeß der Neuzusammensetzung des Niederadels, in dem sich nunmehr verstärkt nobilitierte Beamte und städtisches Patriziat mit dem ländlichen Kleinadel verbanden. Wer die »Edelmannsfreiheit« und ein Landgut besaß, zählte in dem Zeit-



Abb. 7.

- 4 Urkundenbuch der Stadt Straubing, bearbeitet von Fridolin Solleder. Erster Band, Straubing 1911-1918, Nr. 1430 S. 864.
- 5 Wie zwischen 1657 bis 1683 noch drei weitere Verwandte; vgl. Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München. Teil I. Ingolstadt. Band IV: Personenregister, hg. von Ladislaus Buzas. 2. Halbband: K-Z, München 1981, S. 987. Sie finden sich allesamt in unserem Familienbuch wieder.
- 6 Zu Typus und Zwecksetzung solcher Bücher vgl. Birgit Studt, Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern, in: Dies. (Hg.), Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit (Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster. Reihe A: Darstellungen, Bd. 69) Köln – Weimar – Wien 2007, S. 1-31; zusammenfassend auch deren Einführung ebd., S. XIII.

Abb. 8.







Abb. 9.

- 7 Wohl die gleiche Person, die sich 1676 in die Ingolstädter Matrikel eintrug; vgl. Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität (wie Anm. 5), hier 1. Halbband: A-J, S. 282.
- 8 Aus Landshut, 1662 gleichfalls in Ingolstadt immatrikuliert; ebd., 2. Halbband (wie Anm. 5), S. 928.
- 9 Vgl. die instruktive Problematisierung bei Maximilian Lanzinner, Zum Strukturwandel des altbayerischen Adels in der frühen Neuzeit, in: Staat und Verwaltung in Bayern, Festschrift für Wilhelm Volkert zum 75. Geburtstag, hgg. von Konrad Ackermann und Alois Schmid, München 2003, S. 167-191, hier bes. S. 169ff.
- 10 Belegübersicht bei: Mitterfels. Die Pfleggerichte Mitterfels und Schwarzach und die Herrschaften Falkenstein, Brennborg und Siegenstein, bearbeitet von Ludwig Holzfurtner und Max Piendl (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, Heft 62), München 2002, S. 484f.; vgl. auch für die weiteren o. g. Daten von Nikolaus bis zu Johann Jakob Rosenkranz auf/von Scheibelsgrub: Die Kunstdenkmäler von Niederbayern. XX. Bezirksamt Bogen, bearbeitet von Bernhard Hermann Röttger, München 1929, S. 367 mit Anm. 1 (betr. Scheibelsgrub).
- 11 Für die unser Familienbuch somit als Korrektiv gelten kann, starb Maria Euphrosina, die Witwe des Nikolaus Rosenkranz, eben schon im Oktober 1660, was durch ein Nekrolog des Karmeliterklosters Straubing bestätigt wird; vgl. P. Adalbert Deckert O.Carm., Karmel in Straubing, Rom 1968, S. 349.
- 12 Vgl. Hanns Rohrmayr, Häusergeschichte der Stadt Straubing, Straubing 1961/Ndr. Frankfurt am Main 1980, S. 88f.; Deckert, Karmel (wie Anm. 11), S. 348f.

raum, den unser Familienbuch bestreicht, damit zum landsässigen Adel.<sup>9</sup>

Der in Straubing offenbar noch nicht allzu lange ansässigen, gleichwohl beachtlich schnell im Rat verankerten Familie diente also Scheibelsgrub zu jenem sozialen Beförderungsschub: eine kleine, einst dem Kloster Oberaltaich gehörige Hofmark, heute ein Ortsteil des Marktes Mitterfels (Landkreis Straubing-Bogen) in Niederbayern. Hier wechselten die Besitzverhältnisse seit dem 16. Jahrhundert ständig unter den in der Landtafel geführten Geschlechtern; 1643 erwarb sie schließlich Wilhelm Köck von Mauerstetten, im Jahr darauf dann schon der Straubinger Bürgermeister Nikolaus Rosenkranz, der 1644 auch sogleich ein noch erhaltenes Stifts- und Salbuch anlegte. Aus ihm läßt sich noch stets der genaue Umfang der Hofmark mit allen Zugehörden ersehen.<sup>10</sup> Der neue Herr nannte sich fortan »Niclas Rosenkranz zu Scheibelsgrub, Bürgermeister zu Straubing« (Abb. 9). 1661 verzeichnet die Landtafel<sup>11</sup> schon dessen Witwe, das Jahr darauf einen Franz Rosenkranz, 1693 Johann Franz Rosenkranz, 1717 dann dessen Erben. Diese Jahrzehnte um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert greifen dann schon über

den zeitlichen Gedenkhorizont unseres Familienbuches ein wenig hinaus, dessen letzte datierbare Eintragung einer noch im Zuge der Anlage 1669 eingeschriebenen Frau aus der Rosenkranzsippe gilt und akut ergänzt, daß sie 1691 noch gelebt habe. Viel weiter scheint, so weit ich bis jetzt sehen konnte, jedenfalls der patrilineare Stamm der Rosenkranz in Straubing auch nicht ausgetrieben zu haben, sondern mit einem geistlichen Vertreter im frühen 18. Jahrhundert ausgestorben zu sein. Heute erinnert an die Familie, die ihre Grablege im Karmeliterkloster einrichtete, ansonsten vor Ort nur noch das Haus »zum Stern« in der Fraunhoferstraße 23, das Nikolaus Rosenkranz 1631 gekauft hatte.<sup>12</sup>

Urheber und erster Eigner unseres Buches war, wie zu sehen, das 1678 seinerseits als »Johann Jacob Rosenkranz von Scheibelsgrub« urkundende Familienmitglied. Und aus einigen Einträgen geht weiterhin hervor, daß Johann Jacob Rosenkranz zum Zeitpunkt der Buchanlage noch Student beider Rechte in Ingolstadt gewesen und ebendiese Anlage ins Jahr 1669 gefallen sein muß. Das wird im übrigen gestützt durch die aufwendige Bindung unserer Handschrift im Kleinquart-Format (20 x 16 cm), einen Leder einband mit noch erhaltenen Messingschließen und eingepreßtem goldenen Supralibros. Es gibt unter einem (leicht beschädigten) Signet die Jahreszahl 1669 an, über dem mit zwei Kreuzen besetzten mandorlaähnlichen, »strahlenden« Zeichen steht in goldenen Buchstaben das Monogramm-Kürzel: »H I R Z S« (Abb. 10). Dank der schon erhobenen inhaltlichen Indizien läßt es sich nunmehr leicht hin auflösen in: H[ans] I[ohann(es)] R[osenkranz] Z[u]



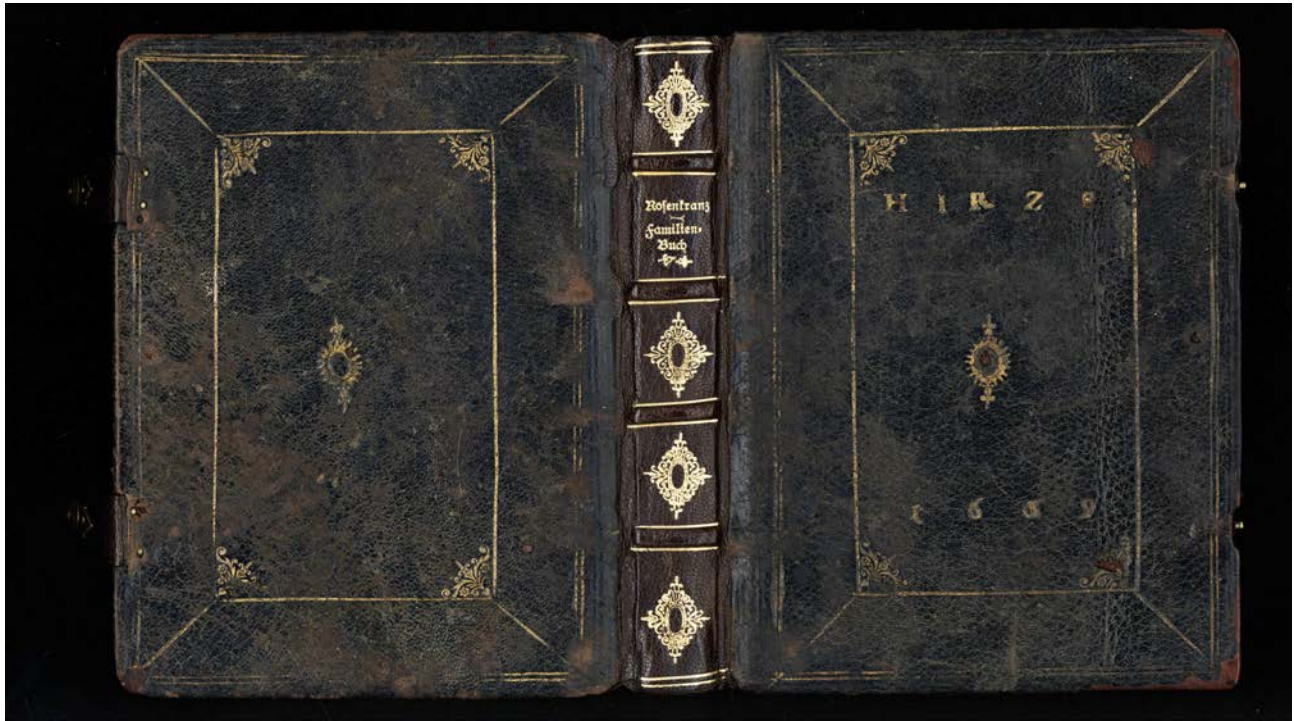


Abb. 10.

S[cheibelsgrub].<sup>13</sup> Den Beschriftungen des Allianzbildes, das ihn und seine Ehefrau Anna Elisabeth(a) Redlich (»Rödlichin«) mit beider Familienwappen zeigt (Abb. 11), ist zu entnehmen, daß ihre Hochzeit am 15. Dezember 1678 stattgefunden haben und der Ehemann, bis dahin sicher der Halter des Buches, schon neun Jahre später gestorben sein muß. Die handschriftlichen Füllungen bzw. Ergänzungen der Kartuschen und Devisen-Spruchbänder lassen im weiteren klar erkennen, daß eine Reihe von Daten erst später hinzugesetzt wurde. Auf diese und andere Überlieferungsbefunde kann an dieser Stelle nicht im einzelnen eingegangen werden, ebenso wenig wie auf den gesamten Verwandten- und Freundeshorizont des Johann Jacob Rosenkranz, auf seine Vorfahren und Weggefährten. Festgehalten sei einstweilen, daß die repräsentativen Eintragungen vor allem das Konnubium der Rosenkranz mit den etablierten Bürgermeisterfamilien Straubings zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges noch bis hinein in das dritte Viertel des 17. Jahrhunderts vor Augen stellen, insbesondere die Verschwägerung mit der seinerzeit herausragenden Familie Si(e)gersreiter,

13 Von zeitbedingten graphematischen Varianten in der Namensschreibung kann hier abgesehen werden

Abb. 11.



Abb. 12.



Abb. 13.







Abb. 14.

aus der damals in Straubing reihenweise Bürgermeister, Landrichter und andere exponierte Beamten hervorgingen. Das läßt natürlich auf gezielte familiäre Heiratsstrategien schließen, umgesetzt zuerst durch jenen Nicolaus Rosenkranz, der sich auch mit Scheibelsgrub belehnen ließ und eben Maria Euphrosina Siegersreiter heiratete (Abb. 12). Vor diesem Hintergrund versteht sich, weshalb in einem Rosenkranz-Familienbuch seinem Bild noch dasjenige des 1637 verstorbenen Virgilius Sigersreiter (Siegersreiter) vorangeht, eines Amtsvorgängers und wohl noch Ratskollegen des Nicolaus Rosenkranz (Abb. 13). Diese im weiteren noch stärker herausgestellte Verankerung im Rats- und Bürgermeistermilieu Straubings gewinnt noch einen besonderen Akzent dadurch, daß die Rosenkranz wohl erst zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nach Straubing gelangt und eigentlich aus Österreich zu stammen scheinen: die in der heutigen Bindung unserer restaurierten Handschrift auf die

beiden modernen Vorsatzblätter sogleich folgende, also das Buch jetzt eröffnenden Seite bildet das Wappen des »Hannß Christoph Rosenkhrantz« und seiner Gemahlin »Magdalena Hellena Rosenkhrantz geborne Khalh-amerin von Ehbstain« ab (Abb. 14), und den Namenskartuschen ist, neben den darübergeschriebenen Todesdaten der Ehepartner (1624 bzw. 1632), noch zu entnehmen, daß Hans Christoph Rosenkranz Bürgermeister zu »Männsee« gewesen sei – also im oberösterreichischen Kloster- und Marktort Mondsee, heute zum Salzkammergut gehörig. Dort wird wohl zu weiteren Forschungen nach den früheren »Rosenkränzern« anzusetzen sein, und unser handschriftlicher Initialbefund mag nebenbei erklären, weshalb die Familie in den weitgespannten Kollektaneen zur Geschichte des bayerischen Adels seit dem 18. Jahrhundert, die Baron Schrenck eindringlich ausgewertet hat, nirgends vorkommt.<sup>14</sup> Johann Jacob Rosenkranz, der dann 1669, offenbar in Ingolstadt, sein Stammbuch anlegte und binden ließ, war dann um 1670 schon in einem überwiegend niederbayerischen Patriziats- und Niederadelsmilieu, dessen Wirkungsraum sich zwischen Regensburg, Straubing, Landshut und Deggendorf abzeichnet, fest verwurzelt.

14 Niklas Freiherr von Schrenck, Register zur bayerischen Adelsgenealogie (Genealogia Boica, Bd. 4) München 1974. Das »Ignoramus« ist auch zu konstatieren für die umfänglichen adelsgeschichtlichen Sammlungen des – seit 1695 – Fürstbischofs von Freising, Johann Franz Eckher von Kapfing und Liechtenegg (1649-1727), deren Digitalisate sich dank einer von der Bayerischen Staatsbibliothek bereitgestellten Plattform online einsehen lassen: [https://www.digitale-sammlungen.de/index.html?c=kurzauswahl&adr=mdz1.bib-bvb.de/~db/ausgaben/uni\\_ausgabe.html?projekt=1220609277&recherche=ja&ordnung=sig](https://www.digitale-sammlungen.de/index.html?c=kurzauswahl&adr=mdz1.bib-bvb.de/~db/ausgaben/uni_ausgabe.html?projekt=1220609277&recherche=ja&ordnung=sig)





Abb. 15.

### Eine beiläufige Entdeckung: Neues zu einem bayerischen Künstler des 17. Jahrhunderts

Mit dem Motiv unserer Weihnachtskarte, genauer: mit der Entschlüsselung der Überlieferungszusammenhänge und insbesondere der feinen Zeichnung des 17. Jahrhunderts, über die Joseph Boll dann mehr als anderthalb Jahrhunderte später arglos seine triste Nachricht vom Ausbruch der Blattern setzte, ist aber auch ein kleiner Clou verbunden: die Wiederentdeckung bzw. die Erweiterung der Schaffenspalette eines vielseitig talentierten Künstlers. Denn Johann Jacob Rosenkranz hat, als er 1669 sein Stammbuch anlegte, der Zielstellung gemäß statusbewußt auf kostbare Ausstattung geachtet, was sich nicht nur in der Einbandgestaltung und (noch immer in Resten erkennbarem) Seitengoldschnitt andeutet, sondern in der Bebilderung der Handschrift. Von den gewiß recht hübsch gemalten bunten Wappen und leicht aquarellierten Kartuschen, die aber ansonsten noch keine ästhetische Sensation darstellen, stechen zwei feine, dynamisch-schwungvolle Federzeichnungen ab, die sich weit entfernt von den anderen Bildern und Einträgen der Anlage auf zwei der letzten, aneinander anliegenden Seiten des Buches finden und, wie es scheint, seinerzeit den repräsentativen, stimmungsvoll-programmatischen Beschluß bilden sollten (Abb. 15).

Auf der Verso-Seite halten zwei sitzende Putti einen den größten Teil der Seitenbreite einnehmenden Kartuschenschild, der, schön mittig angeordnet, ein achtzeiliges deutschsprachiges Gedicht präsentiert. Darüber erstreckt sich, gleich einem aufgeblasenen Segel, ein Banner mit italieni-

15 Ein in den Stammbüchern der Zeit häufig anzutreffender Spruch: *assai ben balla, a chi la fortuna sona*.

16 Vgl. z. B. Otto Titan von Hefner, *Die Chronik von Rosenheim*, Rosenheim 1860, S. 195f.

17 Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Band XXIX, 1935; hier zitiert nach der CD-Ausgabe Leipzig 2010, S. 317.

18 Im einzelnen recherchierbar über die Sammlungsdatenbank des Museums, darunter auch ein exakt 1672 datiertes, Ruedorffer gewidmetes Bild: <https://www.stadtmuseum-leipzig.de>

schem Motto, während auf dem ganz zuoberst auf der Seite schwebenden Spruchband eine (allerdings wenig originelle) Devise bemüht wird, die in der Handschrift noch anderwärts wiederkehrt: »Was Gott nit will • das gilt nit vill«. In einem nach unten kranzartig erweiterten Anhängsel der Kartusche wird Glück gewünscht und mit dem Datum des Jahres 1672 versehen. Rechts daneben signiert der Künstler, dem sich dieses Gebilde verdankt, in der gleichen feinziselierten Schrift: Auf Italienisch beteuert er, dies als Zeichen der Treue und Liebe geschaffen zu haben, und unterschreibt sich als »Ambrosio Ruedorffer« unter dem Datum des 28. August und mit dem Ausstellungsort Rosenheim. Die Signierung entspricht insofern dem sich über die Putti spannenden »Segel« mit einem Spruch, der in leicht bajuwarisch gehaltenem Italienisch daherkommt: »Asai Ben palla • achi la Fortuna sona«;<sup>15</sup> also sinngemäß etwa: »Recht gut tanzt der, dem das Glück ertönt«. Dem launischen Glück wendet sich dann auch die größere Zeichnung auf der anliegenden Recto-Seite zu, die sehr elegant einen geflügelten und fackeltragenden Amor in leicht tänzerischer Haltung auf der *rota fortunae* stehend dem Ende der Handschrift entgegenblicken läßt. Zum oberen Blattrand hin wird dieses Bild mit einem rustikalen, wiederum stark baye-risch eingefärbten Zweizeiler überschrieben: »Es bringt gewiß mit sich die Zeit / Der Hölle glück oder Ebig freidt«.

Diese etwas holperigen Verse brachte der Zeichner selbst an, und dank seiner Signatur unter dem Putti-Bild der anliegenden Seite kennen wir ja seinen Namen: Ambrosius Ruedorffer. Er entstammte einer alteingesessenen Familie im oberbayerischen Rosenheim, die vermutlich einst aus Kitzbühel eingewandert war und über Generationen hinweg den Beruf des Lebzelters ausübte, ihrerseits aber schon seit dem frühen 17. Jahrhundert im Stadtrat und hohen städtischen Ämtern Rosenheims hervortrat.<sup>16</sup> Der Künstler Ambrosius, den die ortsgeschichtliche Literatur weitgehend übersehen hat, scheint insofern ein wenig aus der Art geschlagen zu sein, sich dafür aber mit erlesenen Goldschmiedearbeiten einen Namen gemacht zu haben. Sie haben ihm jedenfalls einen Eintrag im maßgeblichen Nachschlagewerk des »Thieme/Becker« beschert,<sup>17</sup> das ihn für 1647 als Rosenheimer Bürger verzeichnet und bis 1665 genannt sein läßt. Durch das Familienbuch des Johann Jacob Rosenkranz im IPG Bensheim aber kann man ihn noch für 1672 als lebend und schaffend erweisen, und es fügt sich dies auch einem Überlieferungsbefund, den man sich über den Eintrag im »Thieme/Becker« selbst erschließen kann: daß der Künstler Ambrosius Ruedorffer seinerseits ein Stammbuch besessen haben muß. Einige Einzelblätter, sämtlich gestaltet von zeitgenössischen bayerischen Künstlerkollegen Ruedorffers, haben sich im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig erhalten und reichen zum Teil auch noch in die genaue Entstehungszeit unseres Rosenkranz-Stammbuches hinein.<sup>18</sup>

Dieses Stammbuch und seine merkwürdige Zweitnutzung, auch in dessen Bespiegelung einer historischen Epidemie, hier in einem Werkstattbericht näher vorzustellen, war das Anliegen dieses kleinen Beitrags, der mit der Motivik seiner Schlußabbildung allen Lesern wie den Empfängern unserer Weihnachtskarte das von Ambrosius Ruedorffer künstlerisch beschworene Glück auch für das Jahr 2021 wünschen möchte.

# Bücher im Bombenkrieg

Ein objektgeschichtlicher Werkstattbericht

von Katrin Fischer



Abb. 1.



Abb. 2.

## Entdeckung und Schadensbilder der Gießener »Fliegerbombenbibliothek«

Im Sommer 2019 übernahm das Institut für Personengeschichte in Bensheim die Gelehrtenbibliothek des Mediävisten Gerd Tellenbach (1903-1999) von dessen Tochter Dr. Silvia Tellenbach aus Freiburg im Breisgau (vgl. den Kurzbericht in den Mitteilungen 2019/II). Schon bei dem Ausräumen der Transportkisten und dem Aufstellen in den Bücherregalen fiel eine Anzahl der an Buchrücken und Buchblock auf ungewöhnliche Weise beschädigten Bücher älterer Zeitstellung auf. Zur Vorbereitung der Katalogisierungsarbeiten wurden die übernommenen Bücher erneut in Augenschein genommen, vorsortiert und ihr Konservierungszustand überprüft. Um sie im Anschluss in die Hausbuchbinderei des IPG zu bringen, wurden die geschädigten Bücher vorerst dem Bestand der »Sammlung Gerd Tellenbach« (SGT) entnommen.

Angeichts der Zeitspanne des Anlegens der Bibliothek in einem langen, über 70 Jahre währenden Forscherleben und des damit in Zusammenhang stehenden Alters vieler Bücher schienen Schäden an Einband und Buchblock (s. Abb. 1) oder zerfallendes, zerrissenes Papier (Papierfraß) zuerst nicht ungewöhnlich. Tiefe Löcher (s. Abb. 2) und viele scharfe Einschnitte (s. Abb. 3) ließen zunächst ein rabiates, kurzzeitig eingedrungenes Nagetier als möglichen Verdächtigen erscheinen. Die Konzentration auf vor 1945 gedruckte Werke und der sonstige gepflegte Zustand entlasteten schnell den eher scherzhaft ins Auge gefassten Nager.

Außergewöhnlich sind aber die weiteren Schadensbilder, d.h. die Art der Schäden, welche die Bücher aufweisen: ein Metallfragment bohrt sich schrapnellartig in das Papier von Ernst Röbers Werk »Göttliches und menschliches, unveränderliches und veränderliches Kirchenrecht von der Entstehung der Kirche bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts: Untersuchungen zur Geschichte des Kirchenrechts mit besonderer Berücksichtigung der Anschauungen Rudolph Sohms« aus dem Jahr 1934 (s. Abb. 4). Glassplit-



Abb. 3.



Abb. 4.



Abb. 5.





Abb. 6.



Abb. 7.

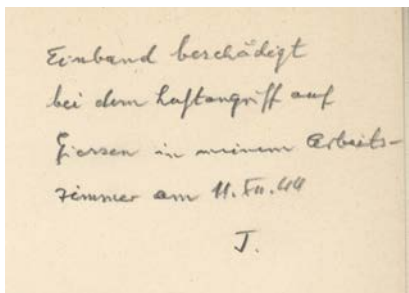


Abb. 10.

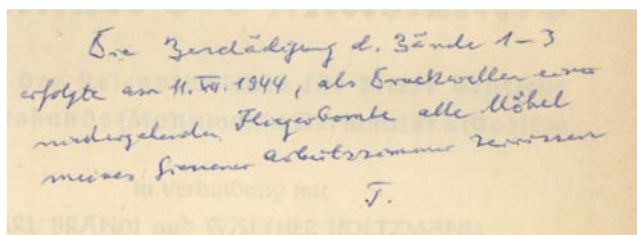


Abb. 11.

ter stecken im festen Einband von Otto Brunners »Land und Herrschaft: Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter« (s. Abb. 5) und von Johannes Hallers »Epochen der deutschen Geschichte« (s. Abb. 6). Ein weiteres Glasstück versteckt sich zwischen den Seiten des ersten Bandes von Michael Schmaus' »Katholischer Dogmatik« aus dem Jahre 1940 (s. Abb. 7). In der zweiten Hälfte des zweiten Bandes von Johannes Hallers »Papsttum« befindet sich ein Brandloch (s. Abb. 8).

Eine Erklärung dafür liefert Gerd Tellenbach selbst, indem er auf das Vorsatzblatt der »Geschichte Konradins von Hohenstaufen« von Karl Hampe, bei dem er habilitiert worden war, mit Bleistift »Einband beschädigt bei dem Luftangriff auf Giessen in meinem Arbeitszimmer am 11. XII. 44« (s. Abb. 9) schrieb. Mit Kugelschreiber notierte Tellenbach im dritten Band des »Deutschen Archivs für Geschichte des Mittelalters«, »[d]ie Beschädigung d. Bände 1-3 erfolgte am 11. XII. 1944, als Druckwellen einer niedergehenden Fliegerbombe alle Möbel meines Giessener Arbeitszimmers zerrissen« (s. Abb. 10). Zeitpunkt und Grund der Eintragungen sind unbekannt; Handschriftenvergleiche lassen dennoch den Schluss zu, dass die Bleistiftnotiz ungefähr zur Zeit des Luftangriffs und die mit Kugelschreiber ausgeführte präzisere Bemerkung später angefertigt wurde.

Mit diesen Informationen und anhand von optischen Merkmalen ließ sich eine kleine, circa acht Regalmeter umfassende Gießener »Fliegerbombenbibliothek« rekonstruieren, die – von der Buchbinderin nicht angetastet – im Originalzustand aufgestellt wurde (s. Abb. 11). Ob der sicherlich geschichtsbe-  
wusste Gerd Tellenbach den Teilbestand aus pragmatischen oder sentimentalen Gründen, gar eingedenk ihrer späteren zeitgeschichtlichen Bedeutung nicht reparieren ließ, konnte nicht eruiert werden.

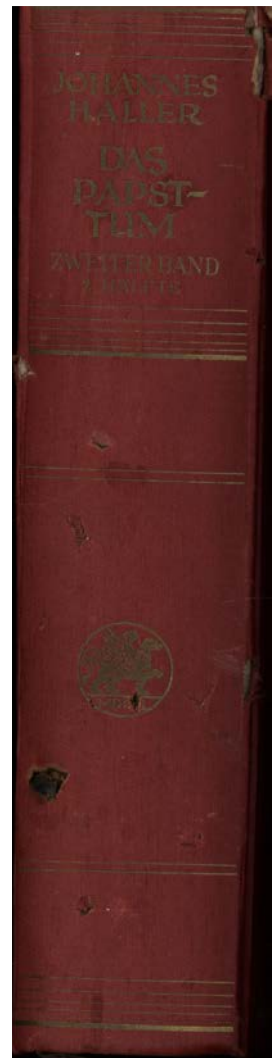


Abb. 8.



## Entstehungsgeschichte der Gießener »Fliegerbombenbibliothek«: Gerd Tellenbach, seine Bücher und Gießen

Nach seiner Habilitation in Heidelberg 1933 vertrat Gerd Tellenbach (s. Abb. 12) Lehrstühle in Heidelberg, Gießen und Würzburg.<sup>1</sup> Berufungen nach Rostock und Erlangen scheiterten.<sup>2</sup> Am 17. Februar 1938 wurde er auf die Professur für Mittelalterliche Geschichte in Gießen berufen.<sup>3</sup> Gundel lobt den jugendlichen Elan von Tellenbach, der seine Gießener Studierenden begeisterte.<sup>4</sup> 1942 wechselte der Professor nach Münster, wobei er einige Zeit gleichzeitig seinen eigenen früheren Lehrstuhl in Gießen vertrat,<sup>5</sup> was aber im Laufe des Krieges in Hinblick auf die Entfernung zwischen den Universitätsstandorten immer schwieriger wurde.<sup>6</sup> Für das Wintersemester 1942/43, das Sommersemester 1943, das Sommersemester 1944 und das Wintersemester 1944/45 fand die Universität Gießen einen Lehrstuhlvertreter aus Frankfurt, Paul Kirn;<sup>7</sup> folglich erscheint Tellenbach im Wintersemester 1944/45 nicht mehr im Vorlesungsverzeichnis.<sup>8</sup> Im Sommer desselben Jahres, 1944, nahm er ein Ordinariat als Professor in Freiburg im Breisgau an.<sup>9</sup>

Lange Zeit war die im Lahntal gelegene oberhessische Mittelstadt Gießen mit der Altstadt aus Fachwerkhäusern, ihrer Universität, verhältnismäßig großen Bahnanlagen und einer für das Militär produzierenden Gummifabrik von größeren Luftangriffen verschont geblieben.<sup>10</sup> Dies änderte sich im Dezember 1944: Nach einem kleineren Angriff in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1944 bombardierte die No. 5 Group der Britischen Royal Air Force mit der »Operation Hake« (Hecht) am Abend des 6. Dezember 1944 die Gleisharfe.<sup>11</sup> Dabei wurde auch die leicht entflammbare alte Innenstadt zerstört.<sup>12</sup> Es war der schlimmste Angriff auf Gießen.<sup>13</sup> Es folgte die Bombardierung der Gegend Richtung Industriegebiet durch die US-Amerikaner am 11. Dezember 1944 zur Tageszeit, wobei das Hauptgebäude der Universität in der Ludwigstraße 23 (s. Abb. 13: Hauptgebäude der Universität Gießen, 1940) und die sich in der Nähe befindende Universitätsbibliothek in der Bismarckstraße 37 (s. Abb. 14: Vorderansicht der Universitätsbibliothek Gießen, um 1904) getroffen wurden (s. Abb. 15: Das ausgebrannte Hauptgebäude der Universität Gießen).<sup>14</sup> Beim Brand der Bibliothek (s. Abb. 16: Das Gebäude der Universitätsbibliothek Gießen nach der Zerstörung, 1945) wurden 90 % des Bestandes vernichtet.<sup>15</sup> Eine Zeitzeugin bereute es, noch kurz zuvor die entlehene »Nikomachische Ethik« von Aristoteles zurückgegeben zu haben.<sup>16</sup>



Abb. 12 Gerd Tellenbach (17.9. 1903–12.6. 1999), LWL Medienzentrums für Westfalen 03\_4901.

- 1 Vgl. OEXLE 2017, S. 15-17; FUHRMANN 2001, S. 311; NAGEL 2007, S. 85.
- 2 Vgl. OEXLE 2017, S. 15-17; <https://www.leo-bw.de>.
- 3 Vgl. OEXLE 2017, S. 15-17; GUNDEL 1957, S. 235; Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen SS 1938, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4218/> [Zugriff am 06.12.2020].
- 4 Vgl. GUNDEL 1957, S. 235.
- 5 Vgl. OEXLE 2017, S. 15-17; GUNDEL 1957, S. 236; NAGEL 2007, S. 86.
- 6 Vgl. TELLENBACH 1981, S. 63.
- 7 Vgl. GUNDEL 1957, S. 235.
- 8 Vgl. Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen Wintersemester 1944/45, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4231/> [Zugriff am 06.12.2020].
- 9 Vgl. OEXLE 2017, S. 15-17; GUNDEL 1957, S. 236; FUHRMANN 2001, S. 311; NAGEL 2007, S. 86; <https://www.leo-bw.de>.
- 10 Vgl. HAASER, »Gießen im Loch ...«, HUMPHREY 1995, S. 26f.
- 11 Vgl. HAASER, Gießen, S. 5, 9, 14; HUMPHREY 1995, S. 23f., 30; »Dritter schwerer Luftangriff«, in: LAGIS; »Schwerer Bombenangriff auf Gießen«, in: LAGIS.
- 12 Vgl. HAASER, Gießen, S. 4f.; HUMPHREY 1995, S. 24, 30, 34; »Dritter schwerer Luftangriff auf die Gießener Kernstadt«, in: LAGIS.
- 13 Vgl. »Dritter schwerer Luftangriff auf die Gießener Kernstadt«, in: LAGIS; »Schwerer Bombenangriff auf Gießen«, in: LAGIS.
- 14 Vgl. HAASER, Gießen, S. 9; HUMPHREY 1995, S. 30; »Dritter schwerer Luftangriff auf die Gießener Kernstadt«, in: LAGIS.
- 15 Vgl. »Zerstörung der Universitätsbibliothek Gießen, 11. Dezember 1944«, in: Zeitgeschichte in Hessen <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/4524>, dort auch weiterführende Literatur.
- 16 Vgl. HAASER, Gießen, S. 12.



Abb. 13: Das Hauptgebäude der Universität Gießen, 1940.



Abb. 14: Vorderansicht der Universitätsbibliothek Gießen, um 1904.



Abb. 15.



Abb. 16.

17 Vgl. GUNDEL 1957, S. 225; Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen SS 1919, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4184/>.

18 Universitätsarchiv Gießen Signatur PrA Nr. 2208.

19 Ebd.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Vgl. Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen SS 1942, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4226/> [Zugriff am 06.12.2020].

23 Vgl. TELLENBACH 1981, S. 55, 58.

24 Mein Dank gilt Herrn Dr. Joachim Hendel vom Universitätsarchiv Gießen für den freundlichen Hinweis.

25 Vgl. Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen WS 1944/45, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4231/> [Zugriff am 06.12.2020].

1919 war das Historische Seminar vom Vorlesungsgebäude in der Ludwigstraße 23 in das Seminarhaus Bismarckstraße 16 gezogen.<sup>17</sup> Ein Dokument aus dem Universitätsarchiv Gießen vom 14. Dezember 1944 mit dem Betreff »Terrorangriff auf Giessen und die Zerstörung der Universitätsgebäude«<sup>18</sup> (s. Abb. 17) listet die Folgen der Luftangriffe für die Universität genau auf. Danach wurden u.a. »[...] das Rektorat (Bismarckstrasse 22) mit der Universitätskasse, die Seminarhäuser Bismarckstrasse 16 und Ludwigstrasse 19 und 34, [...] das Vorlesungsgebäude ohne die Aula, die Universitäts-Bibliothek [...]«<sup>19</sup> am 6. Dezember 1944 von 20-20<sup>30</sup> Uhr »[s]chwer beschädigt«.<sup>20</sup> »Beim dritten Angriff am 11. Dezember von 11 bis 12<sup>30</sup> Uhr wurden vollständig zerstört: die Universitäts-Bibliothek, das Vorlesungsgebäude (vollständig ausgebrannt) [...]. Schwer beschädigt und unbrauchbar wurde [...] das Seminarhaus Bismarckstrasse 16.«<sup>21</sup>

Als Adresse von Gerd Tellenbach taucht in den Personalverzeichnissen der Universität Gießen bis 1942 die Bismarckstraße 44 auf.<sup>22</sup> Die Bismarckstraße mit der Universitätsbibliothek befindet sich in der Nähe des Hauptgebäudes in der Ludwigstraße. Mehrmals berichtet Tellenbach, mit Kollegen dort spazieren gegangen zu sein und sich dort unterhalten zu haben.<sup>23</sup> Die Frage, ob Gerd Tellenbach am 11. Dezember 1944 ein zusätzliches Arbeitszimmer in der Universität Gießen hatte, kann beim jetzigen Kenntnisstand nicht endgültig beantwortet werden, allerdings ist es eher unwahrscheinlich wegen des Kriegswinters 1944 mit seinem Kohlenmangel<sup>24</sup> und seines Fehlens im Personal- und Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1944/45.<sup>25</sup> Auch lässt sich im Moment nicht mit Sicherheit sagen, ob das Gebäude Bismarckstraße 44 auch am 11. Dezember 1944 noch seine Wohnung war. Vieles spricht aber dafür; es gibt bisher keinerlei Hinweise darauf, dass Tellenbach innerhalb Gießens umzog.

Zur Frage nach dem Geschehen rund um Bücher und Arbeitszimmer ist es erneut Tellenbach selbst, der Antworten gibt. Aus Tellenbachs Feder stammt das 1981 gedruckte Egodokument »Aus erinnerter Zeitgeschichte«, in dem er auch die Zeit des Dritten Reiches behandelt. Mehrere Male tauchen in seinen zeitgeschichtlichen Erinnerungen beschädigte Bücher und seine verschiedenen »Schlafstätten« auf.

Über seine Zeit in Münster schreibt er:

»Einstweilen versah ich im Sommer 1942 noch meinen alten und meinen neuen Lehrstuhl, indem ich eine Woche in Münster, eine Woche in Gießen je sechs Stunden Vorlesungen und vier Stunden Übungen abhielt. Nur in



den beiden Semestern von Herbst 1942 bis Sommer 1943 konnte ich mich Münster ganz widmen. Im Herbst 1943/44 mußte ich nochmals in Gießen vertreten, im Sommer 1944 reiste ich in der gewohnten Weise zwischen Münster und Freiburg, wohin ich zum Sommer 1944 berufen worden war. Meine Wohnung in Gießen behielt ich bei, auch als der Kurator mich zwingen wollte, eine Wohnung in Münster zu beziehen, die freilich wenige Wochen darauf von Bomben total zerstört wurde. Nur ein Jahr wohnten meine Mutter und ich in einer möblierten Wohnung, die aber im Oktober 1943 dem Erdboden gleichgemacht wurde. [...] Nun lud mich der Landgerichtsdirektor Harald Seiler ein, zu ihm an den Aasee zu ziehen, wo er allein hauste, seitdem Frau und Kinder aufs Land in größere Sicherheit gebracht worden waren.«<sup>26</sup>

»Groß war die Not des Luftkrieges, denn Münster war verhältnismäßig früh von ihm betroffen worden. Dort sah ich zuerst größere Ruinenfelder. Als im Oktober 1943 meine möblierte Wohnung zerstört wurde, brach auch die Hälfte des Gebäudes zusammen, in dem sich das Historische Seminar befand. Aus dem Schutt bargen mehrere Studenten und Studentinnen, der Assistent Karl Banzer und ich die Bücher, bis uns die Polizei wegen Einsturzgefahr Einhalt gebot.«<sup>27</sup>

Tellenbachs Wirkungsstätte Freiburg im Breisgau war bereits vor Dezember 1944 angegriffen worden. Der Historiker führt aus:

»In Freiburg waren die ersten Bomben schon zu Anfang des Krieges gefallen. [...] Am 26. November, einem Sonntag, ging ich mit dem Literarhistoriker Walther Rehm über den Schloßberg [...]. Nachdem wir das Mittagessen zu uns genommen hatten [...], kehrten wir in unsere Pension Stephanie in der Poststraße zurück, wo wir wohnten, da ein Umzug von Gießen nach Freiburg für uns noch nicht möglich gewesen war. [...] Am nächsten Abend erfolgte der schwere Bombenangriff, der das Zentrum Freiburgs zum größten Teil zerstörte. Ich selbst war, als er losbrach, in Günterstal bei der Witwe meines gefallenen Archäologenfreundes Werner Technau [...]. Das Universitätsgebäude hatte mehrere leichte Treffer erhalten, war aber von Bränden verschont geblieben. Druckwellen hatten natürlich alle Fenster zerbrochen, Dächer abgedeckt und Verheerungen in den Räumen angerichtet. Im Sitzungsraum des Historischen Seminars waren die schweren Heizkörper an die gegenüberliegende Wand geschleudert worden. Wäre das alles einen Tag später geschehen, in der Zeit meiner Seminarsitzung, hätte es ein entsetzliches Blutbad gegeben. Nun lagen nur die Bücher im Schutt, allen Wetter ausgesetzt. Es galt also auch hier zu bergen, was noch zu retten war. Wir bauten in uns zugewiesenen Kellerräumen provisorisch Bücherschäfte auf, und eine kleine Schar von Studenten schleppte auf Brettern die Lasten dorthin. In die Keller drang aber Wasser ein, und in den nächsten Monaten mußten die Schätze noch mehrmals umgeräumt werden.«<sup>28</sup>

Zwei weitere Male erwähnt Tellenbach seine Gießener Wohnung, wobei sie ihm zur zeitlichen Orientierung dient:

»Als die Nachricht von der Landung der Alliierten in Nordfrankreich am 6. Juli 1944 gekommen war, machte ich gerade einen, wohl letzten, Spaziergang mit meinen Studenten in Münster. [...] Dann machte ich in Gießen Station und sorgte dafür, daß sofort ein Zimmer für meine Mutter, meine Schwester und ihren kleinen Sohn, die aus dem Baltikum geflüchtet wa-

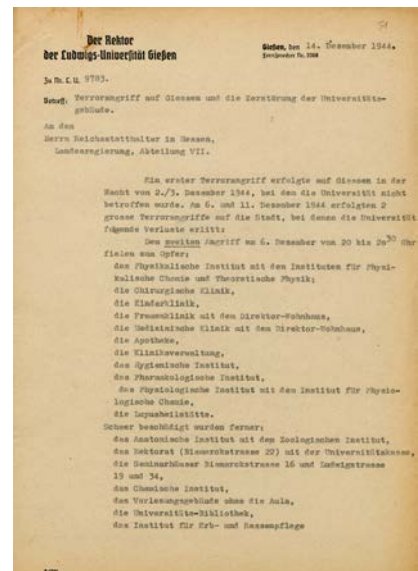


Abb. 17/1.

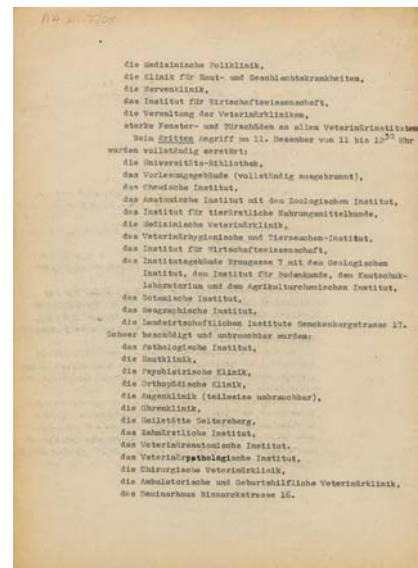


Abb. 17/2.

26 TELLENBACH 1981, S. 60.

27 Ebd., S. 61.

28 Ebd., S. 67f.

ren, wo mein Schwager als Architekt eingesetzt war, in einem Bauernhaus in dem Dorf Treis an der Lumda angemietet wurde. Einige wertvolle und unentbehrliche Sachen wurden aus unserer Wohnung in Gießen dorthin gebracht, da ich damit rechnete, daß nun bald der Eisenbahnknotenpunkt Gießen aus der Luft angegriffen werden würde«. <sup>29</sup>

»In Gießen stürzte eines Tages der Kollege X., ein geschätzter Professor, zu mir herein, bleich und verzweifelt. Meine dortige Wohnung war noch nicht zerstört. Es muß also etwa im Oktober 1944 gewesen sein.« <sup>30</sup>

Durch das Radio erhielt er am auf den ersten großen Luftangriff folgenden Tag (7.12.) davon Kenntnis und reiste innerhalb eines Tages in das noch brennende Gießen, wo er sein Wohnhaus dunkel und mit eingedrückten Fenstern vorfand. <sup>31</sup> Seine Mutter, Schwester und sein Neffe befanden sich im ländlichen Treis. <sup>32</sup>

Eindrücklich schildert der Mittelalterhistoriker die Erlebnisse vom 11. Dezember 1944 in Gießen:

„Am frühen Morgen des Montags kam meine 72-jährige Mutter, halberfroren von der eisigen Fahrt. Sie wollte mir helfen und mich nicht allein lassen. Nachdem sie sich zur Not erholt hatte, begannen wir mit der Arbeit. Bald erschien die Assistentin des Historischen Seminars, Frau Naujoks, um uns zu helfen. Nach kurzer Zeit wurde Luftalarm gegeben. Alle Bewohner des Hauses, die noch anwesend waren, eilten mit ihren Koffern und Packen in den »Luftschuttkeller«, d. h. einen Kellerraum, der mit starken Balken abgestützt war. Man hörte schon das Brummen der Flugzeuge. Da sah eine Mitbewohnerin, die noch einmal zum Himmel emporblicken wollte, eine junge Studentin auf der Straße, die zu der Assistentin gewollt hatte, die mit uns im Keller war. Sie rief ihr erschreckt zu, sie möge schnell hereinkommen. Es war ein Mädchen, das ich längst fein und sympathisch gefunden hatte, aber so schüchtern und mir gegenüber gehemmt, daß man kaum ein Gespräch mit ihr führen konnte. [...] Bald brach der Sturm los. Die Fliegerformationen legten »Teppiche«. Nebeneinander fliegende Maschinen klinkten in berechneten Zeitabständen ihre Bomben aus, die heulend zur Erde stürzten und in harten Rhythmen explodierten. In äußerster Spannung zählte man mit; würde nun nach eins und zwei die dritte uns treffen? Wir lagen am Boden und wurden bei den nahen Einschlägen förmlich geschüttelt. Eine Bombe bohrte sich etwa acht Meter von uns in den Boden, aber die Druckwellen gingen so steil nach oben, daß das Haus standhielt. Das Haus auf der anderen Straßenseite stürzte getroffen zusammen. Und davon wurde auch die Fassade unseres Hauses am schwersten beschädigt. Angstvoll blickte man nach dem Kellerfenster, ob nicht brennender Phosphor hereinfloß. Schien in dem Bombardement eine Pause einzutreten, eilte man nach oben, um zu sehen, ob das Haus etwa brennte. Immer wieder wurde man von neuen Anflügen zurückgetrieben. Als endlich, endlich sich der Sturm beruhigte, rannte ich auf die Straße. Knatternd brannten in der Umgebung mehrere Häuser. Über der kaum hundert Meter entfernten Universitätsbibliothek loderte und raste eine Flamme, die mir so hoch vorkam wie das vielstöckige Magazingebäude selbst. Aber auch unser Nachbarhaus stand in Flammen. Ein Trupp Soldaten rückte heran, der die brennenden Balken herab riß und schließlich den Hauptteil des Gebäudes rettete. Plötzlich sah ich auch an unserem Dach ein kleines Feuer aufzüngeln, rannte auf den Speicher, konnte aber dort den Brandherd

29 Ebd., S. 62.

30 Ebd., S. 64.

31 Ebd., S. 70.

32 Ebd.

nicht finden, eilte wieder hinab und machte mir, mich zur Ruhe zwingend, die Stelle genauer klar. Sie war mit einer dünnen Wand von dem großen Speicherraum abgemauert. Jene Studentin, Fräulein Gerken aus Weilburg, und ich rammten unter Aufbietung aller Kräfte mit einem Balken, den wir oben fanden, die Mauer und konnten eine der bekannten Stabbrandbomben mit einem Sandsack löschen. Dann aber galt es, ein Übergreifen des Brandes vom Nachbarhaus durch die sprühenden Funken zu verhindern, und zwar mit dem wenigen Wasser, das man herbeischaffen konnte. Irrendwann während des ganzen Gehetztes kam ich in die Küche, wo der Etagenheizkessel stand. Ein Blick: die rote Quecksilbersäule stand auf 100 Grad! Aus den zerbrochenen Heizungskörpern und Röhren war das Wasser ausgeflossen. Mit allen mir zur Verfügung stehenden Geräten zog und kratzte ich den glühenden Koks aus dem Kessel. Der Schwefelrauch zog durch das ohnehin wieder hohle Fenster hinaus. In der Wohnung sah es furchtbar aus. Heizkörper und andere Gegenstände waren durch mehrere Zimmer, die Türen zerbrechend, geschleudert. Der Putz war von Decken und Wänden gefallen und eine dicke Mörtelschicht bedeckte den Boden. Die massiv-eichenen Bücherschäfte, die ich von meinem Vater hatte, waren wie Streichhölzer geknickt, sein Schreibtisch, an dem ich so viel geschrieben hatte, lag platt und zusammengeschoben am Boden. [...] Nach einer Atempause gingen wir daran, dies und jenes zu bergen.«<sup>33</sup> Bei Einbruch der Dunkelheit wanderten Tellenbach, seine Mutter und Fräulein Gerken aus der brennenden Stadt Gießen mit ihren eingestürzten Häusern und Trümmern nach Treis aufs sichere Land.<sup>34</sup> 1945 heiratete er Marie-Elisabeth Gerken (1923-2010) in Weilburg an der Lahn.<sup>35</sup>

## Ausblick

Die Gießener »Fliegerbombenbibliothek« wie auch die gesamte Gelehrtenbibliothek spiegeln das Œuvre und die Forschungsinteressen Gerd Tellenbachs. Mit Hilfe der Marginalien, der eingelegten Notizen, Entwürfe, Briefe, Rechnungen, der handschriftlichen Widmungen und Erwähnungen in Vorworten aus der »Sammlung Gerd Tellenbach« kann ein Biograph oder ein Wissenschaftshistoriker Netzwerke aufzeigen und daher tiefere Einblicke in Wissenschafts- und Zeitgeschichte gewinnen.

### Abbildungs-Nachweise

Abb. 12 LWL Medienzentrum für Westfalen, Sign. 03\_4901.

Abb. 13 »Das Hauptgebäude der Universität Gießen, 1940«, Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen. Vgl. Historische Bilddokumente <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/bd/id/88-008>.

Abb. 14 »Vorderansicht der Universitätsbibliothek Gießen, um 1904«, Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen. Vgl. Historische Bilddokumente <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/bd/id/88-007>.

Abb. 15 Das ausgebrannte Hauptgebäude der Universität Gießen / Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen.

Abb. 16 »Das Gebäude der Universitätsbibliothek Gießen nach der Zerstörung, 1945«, Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen. Vgl. Historische Bilddokumente <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/bd/id/88-006>.

Abb. 17 Liste mit den am 6. und am 11.12.1944 zerstörten oder beschädigten Universitätsgebäude / Universitätsarchiv Gießen PrA Nr. 2208.

### Online-Nachweise

[https://www.leo-bw.de/detail/-/Detail/details/PERSON/kgl\\_biographien/11862122X/Tellenbach+Gerd+Leo](https://www.leo-bw.de/detail/-/Detail/details/PERSON/kgl_biographien/11862122X/Tellenbach+Gerd+Leo) [Zugriff am 06.12.2020]

»Dritter schwerer Luftangriff auf die Gießener Kernstadt innerhalb weniger Tage, 11. Dezember 1944«, in: Zeitgeschichte in Hessen <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/4523> [Zugriff am 06.12.2020].

33 Ebd., S. 71ff.

34 Ebd., S. 73.

35 Vgl. OEXLE 2017, S. 15-17.

Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen SS 1919, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4184/> [Zugriff am 06.12.2020]; Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen SS 1938, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4218/> [Zugriff am 06.12.2020]; Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen SS 1942, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4226/> [Zugriff am 06.12.2020]; Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen Wintersemester 1944/45, online unter <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4231/> [Zugriff am 06.12.2020].

### Literatur

»Schwerer Bombenangriff auf Gießen, 6. Dezember 1944«, in: Zeitgeschichte in Hessen <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/881> [Zugriff am 06.12.2020].

»Zerstörung der Universitätsbibliothek Gießen, 11. Dezember 1944«, in: Zeitgeschichte in Hessen <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/4524> [Zugriff am 06.12.2020].

HORST FUHRMANN, Gerd Tellenbach 17.9.1903 – 12.6.1999, in: Bayerische Akademie der Wissenschaften. Jahrbuch 2000, München 2001, S. 309-315.

HANS GEORG GUNDEL: Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert, in: Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule: 1607-1957, Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S. 222-252.

ROLF HAASER, »Gießen im Loch ... « – Überlegungen zum 60. Jahrestag des Bombenangriffs auf Gießen am 6. Dezember 1944, online unter [http://rolf-haaser.de/pdf/giessen\\_im\\_loch.pdf](http://rolf-haaser.de/pdf/giessen_im_loch.pdf) [Zugriff am 06.12.2020].

RICHARD HUMPHREY, Der 6. Dezember 1944: »Hake«, die Trümmer und wir, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Giessen Bd. N.F. 80 (1995), S. 23-40.

ANNE CHRISTINE NAGEL, Gerd Tellenbach. Wissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, in: Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz, hg. von Ulrich Pfeil (= Pariser historische Studien. Bd. 86), München 2007, S. 79-99.

OTTO GERHARD OEXLE, »Tellenbach, Gerd«, in: Neue Deutsche Biographie 26, 2017, S. 15-17 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11862122X.html#ndbcontent> [Zugriff am 06.12.2020].

GERD TELLENBACH, Aus erinnerter Zeitgeschichte, Freiburg im Breisgau 1981.



---

## »Der bekannte Unbekannte«

Wittenberger Arbeitsgespräch zur Lutherischen Orthodoxie und Ausstellung über Biographie und Werk von Abraham Calov (1612-1686)

von Lupold von Lehsten

---

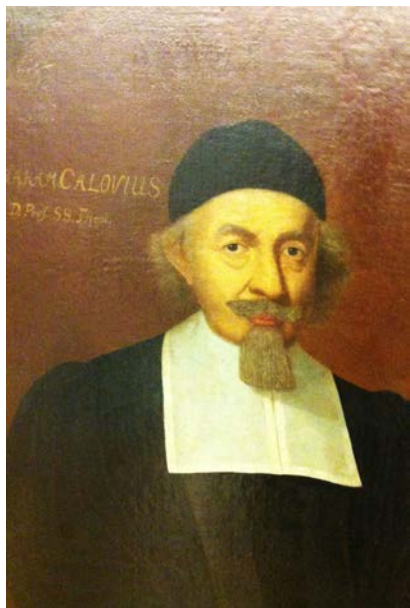


Abb. 1.

- 1 Vgl. die Liste der Editionen Wotschkes in: Katharina Bethge, *Epistolae Theologicae. Eine Quelle zur Erforschung von Leben und Werk Abraham Calovs und der lutherischen Orthodoxie*, in: *Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des Protestantismus*, hg. von Martin Brecht, Bd. 22, 1996, S. 60f.
- 2 In seinem ADB-Beitrag über Calovius' Kollegen Johann Andreas Quenstedt bemerkt Julius August Wagemann, daß es Quenstedt »in seiner streitsüchtigen Umgebung und besonders in seinem collegialen und verwandtschaftlichen Verhältnis zu dem streitsüchtigsten aller lutherischen Theologen, A. Calov, gewiß nicht leicht wurde, jene von ihm selbst empfohlene Milde und Moderation allzeit zu bewahren«, <https://www.deutsche-biographie.de/sfz10768.html#adbcontent>.
- 3 Johannes Wallmann, *Abraham Calov – theologischer Widerpart der Religionspolitik des Großen Kurfürsten* [Vortrag für die Konferenz »700 Jahre Wittenberg. Lokale Entwicklungen - nationale und internationale Wirkungen«, Wittenberg 1993], in: *Pietismus und Orthodoxie, Gesammelte Aufsätze III*, Tübingen 2010, S. 339.
- 4 Ernst Ludwig Theodor Henke, *Georg Calixtus und seine Zeit*, 2 Bde., 2 Abt., Halle 1853-1860.
- 5 August Tholuck, *Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts*, Hamburg/Gotha 1852, S. 185-211 und 383-434.

Vom 4. September bis zum 29. November 2019 zeigte die Reformationsgeschichtliche Forschungsbibliothek (rfb) in Wittenberg eine Kabinettausstellung über den Theologen, Mathematiker und Philosophen Abraham Calov (auch Kalau/Calovius) (1612-1686, GND 119177323). Zur Eröffnung der Ausstellung fand am 5. September 2019 ein Wittenberger Arbeitsgespräch zur lutherischen Orthodoxie statt. Die Forschungsbibliothek beherbergt noch heute Schriften und Gegenschriften der lutherischen Orthodoxie in hoher Dichte, die durch die Arbeitsgespräche, die an die Wittenberger Symposien der 1990er Jahre anschließen, erschlossen werden sollen. Einen zweiten wichtigen Impuls erfuhrt die Tagung dadurch, daß die unzuverlässigen und weit verstreuten Editionen von Briefen Calovs durch Theodor Wotschke aus den Jahren 1915 bis 1936 eine Neubearbeitung erhalten sollen. 700 Briefe Calovs sind der rfb in den Jahren seit 1990 aus den USA angeboten und erworben worden.<sup>1</sup>

Abraham Calovius (Abb. 1) war von Anbeginn seines Werdegangs als Theologe in die polemischen Streitigkeiten der Theologie eingebunden, wie Matthias Meinhardt, Leiter der rfb, in seinem einleitenden Vortrag auf der Tagung ausführte.<sup>2</sup> Schon in Rostock als ao. Professor und in Danzig, wo Calov seit 1643 als Rektor und Prediger sehr erfolgreich wirkte, setzte er sich intensiv mit dem Calvinismus und den Sozinianern auseinander. Durch die Vermittlung des sächsischen Hofpredigers Jacob Weller erhielt er einen Ruf nach Wittenberg und versuchte hier vor allem die orthodox lutherische Position gegen (vermeintliche) Angriffe der Sozinianer und der Ireniker, allen voran Georg Calixt, zu verteidigen. Seit 1652 Superintendent und seit 1666 Professor primarius an der Wittenberger Fakultät, erhielt Calovius einen starken Zulauf von Studenten und prägte eine Generation von lutherischen Theologen, die nach ihrer Ausbildung in Wittenberg in ganz Europa wirkten. Da auch Calovius bei vielen Gegnern manche Freunde hatte, wurde er 1686 würdevoll beerdigt, aber dann in der Theologiegeschichte bald vergessen. Noch 1993 stellte Johannes Wallmann fest, daß zwischen Leben, Werk und Rezeption von Calovius ein merkwürdiger Kontrast bestünde und sein Wirken kirchengeschichtlich einen weißen Fleck darstelle.<sup>3</sup> Während über Calixt schon Mitte des 19. Jahrhunderts eine monumentale Biographie von Henke erschien, habe Calov, so Meinhardt, erst in jüngerer Zeit durch Jörg Baur, Udo Sträter, Kenneth G. Appold, Olaf Reese und Volker Jung wieder intensivere Aufmerksamkeit erfahren, eine Bibliographie fehle jedoch.<sup>4</sup> Bisher standen der Forschung die vorurteilsbehaftete Tholuck-Darstellung, die noch unzureichende Quellensammlung und -erschließung und ein »ökumenischer Vorbehalt«, der die Ireniker und

Calixt protegierte, entgegen.<sup>5</sup> Viele Fragen seien noch offen und durch Forschungen aus den Archiven zu klären: Die Karriereverläufe von Calovius und seinen Zeitgenossen und die Ämtergeschichte sollten noch genauer erforscht werden, Studien zur Bildungsgeschichte und Netzwerkforschung seien wünschenswert, die Wissenschafts- und Universitätsgeschichte solle das Lehr- und Prüfungswesen und etwa die Amtsführung des Abraham Calov als Dekan, Visitor und Superintendent näher untersuchen. Vor allem seien noch personengeschichtliche Fragen zur Familien und Person von Abraham Calov längst nicht geklärt: Calov hatte das Schicksal zu tragen, daß ihm fünf Ehefrauen früh verstarben [Barbara Martini, † 18.8.1639; Regina Friese, 1614-1658; Dorothee Elisabeth Hülsemann, 1646-1662; Caecilia Heiland, 1630-1665; NN; NN Quenstedt]. Von der fünften Ehefrau ist der Name unbekannt, von der sechsten Ehefrau, der Tochter seines Kollegen Johann Andreas Quenstedt, fehlt bisher der Vorname. Alle dreizehn Kinder starben vor 1684, sein gleichnamiger Sohn 1684 in Straßburg, die Tochter Katharina 1667 als Ehefrau des Theologieprofessors Johannes Deutschmann und die Tochter Regina 1664 als Ehefrau des Juristen Wilhelm Leyser.<sup>6</sup> An Forschungen zur Familiengeschichte, Genealogie, zum Professorenhaushalt und den Nachkommen sei daher noch manches zu leisten, betonte Matthias Meinhardt. Die zahlreichen Porträts seien wichtige Bildquellen für Identität und Gelehrtenhabitus (Abb. 2). Die Rezeptionsgeschichte berge noch manche Entdeckung. So besaß Johann Sebastian Bach eine Calovius-Bibel.<sup>7</sup> Forschung, Rezeption, Vermittlung zum Leben und Werk von Abraham Calov seien Kernanliegen der rfb in Wittenberg.

Der Hessen-Nassauische Kirchenpräsident Volker Jung (Darmstadt) führte in die Theologie des Abraham Calovius ein. An erster Stelle stand für Calovius die Devise »sola scriptura«, wobei für Calovius Altes und Neues Testament in gleicher Weise von höchster Bedeutung waren, »Speise der Seele«, wie Calovius sagte. Innerhalb der Exegese ging es Calovius zentral um die Christologie. Unter seinem Porträt ordnete Calovius seine Werke in chronologischer Reihenfolge an: der Bibeltext, die Kommentare, die Exegese (Abb. 3). In der Exegese suchte Calovius den »einen« Sinn zu erkennen, vor dem Abweichungen zurückträten. Er erschloß die Texte und Worte in ihrem Kontext und den stilistischen Eigenheiten der Autoren, durch Parallelstellen (»analogia fidei«) und die eine Hinordnung auf Jesus Christus. Dabei würdige Calovius zugleich die hohe Bedeutung der Rabbinen und der hebräischen Texte; ein Antijudaismus sei, so Jung, bei Calovius nicht spürbar. Jedoch betonte Calovius das unterschiedliche heilsgeschichtliche Erlösungswerk in Altem und Neuem Testament. Hermeneutisch steht Calovius in der Tradition Luthers: die Schrift lege sich selbst aus. Insofern



Abb. 2, Portrait aus: Biblia Testam. Veteris Illustrata, vgl. Anm. 7; Kupferstich von J. Sandrart, hier das Exemplar der rfb. Leider fehlt das Portrait in Exemplaren, insbesondere dem bisher digital verfügbaren unter google-books.

6 Vgl. Leichenpredigten u.a. in der Stolberger Sammlung: Abraham (I) sen. 7844; Abraham (II) jun. 8075; Abraham (III) jun. 7845; Regina Friese 7130; Dorothee Elisabeth 8074; Caecilie 7680 u. 8723; Katharina Deutschmann 3450 u. 7096.

7 Vgl. Biblia Testam. Veteris Illustrata. In Quibus Emphases vocum ac mens dictorum genuina e fontibus, contextu, & analogia Scripturae eruuntur: II. Versiones praecipuae cum Ebraeo textu, vindicata ubique huius sinceritate, conferuntur ...; Praemissis necessariis praeliminaribus, Chronico item Sacro, Tractatu de Nummis, Ponderibus, & Mensuris, & Tabulis terrae Sanctae ... / Opera & Studio D. Abraham Calovii ... Francofurti Ad Moenum: Wustius, 1672, Bd. 1-3. VD17 12:120548E und 25 weitere Titel im VD17.

Abb. 3, Detail aus Abb. 2.



bleibt Calovius bei der ›Klarheit der Schrift‹. Gegen Tradition und Lehramt betont Calovius die notwendige Erleuchtung durch den Hl. Geist, die das Subjekt brauche. Diese realisiert sich für Calovius allerdings nicht im Subjekt, sondern im Text selbst. Der Sinn der Schrift sei für Calovius, so Jung, die stetig wiederholte Anrede Gottes an uns. Aus dem ›sensus‹ der Schrift folgt deren ›usus‹. Aus der Dogmatik folgert Calovius eine didaktische Anleitung, eine Ethik mit ›casualem‹ Gewissen. Die gesamte Schrift wird von der soteriologischen Deutung her entwickelt, und nirgends darf sich ein Widerspruch abzeichnen. In dieser Absolutsetzung zeigte sich späterhin eine Schwäche der Theologie des Calovius.

In einem dritten Beitrag der Tagung gab Sascha Salatowski (Gotha) eine Einführung in Calovs Auseinandersetzung mit den Sozinianern. Mit diesen und ihren Lehren wurde Calovius bereits in seiner frühen Zeit an der Universität Rostock (1634-1637) konfrontiert und begann gegen sie polemische Schriften zu verfassen. Sowohl in Königsberg, Danzig und in Wittenberg setzte Calov diese Auseinandersetzung mit Streitschriften fort, erst recht, als er nach Wittenberg kam, war doch der Rakower Katechismus in Wittenberg ins Deutsche übersetzt und der theologischen Fakultät von Valentin Schmalz 1608 gewidmet worden. Während die Sozinianer alle Theologie aus der natürlichen Vernunft herleiteten, freilich im Erkenntnisakt durch den ›Hl. Geist‹ vervollkommen, und infolgedessen Trinitätslehre, Zweinaturenlehre, Soteriologie usw. für obsolet erklärten, verteidigte Calov die orthodoxe Position, wiederum allerdings, indem er das Wissen um Trinitätslehre, Soteriologie usw. als ›erleuchtete‹ natürliche Vernunftkenntnis darstellte. Für Calov hatte die Seinslehre ihre Begründung in Gott, für die Sozinianer in der Vernunft. Calov entwickelte in zahlreichen Schriften, häufig gegen Vater und Sohn Joachim Stegmann d.Ä. und d.J. gerichtet, seine scholastische Begrifflichkeit. Während Rakow 1638 bereits erobert und die Sozinianer 1658 ausgewiesen wurden, waren sie in Siebenbürgen und Ostpreußen noch geduldet, Vater und Sohn Stegmann wandten sich nach Mannheim und Klausenburg. Der Sozinianismus als Konfession ebte schon im 17. Jahrhundert ab, mit seinem Einfluß auf die frühe Aufklärung wurde er geistesgeschichtlich aufgenommen.

Insa-Christiane Hennen (Lutherstadt Wittenberg) bot mit ihren reich illustrierten Ausführungen den Teilnehmern einen Einblick in das Leben und Feiern zur Zeit Abraham Calovs in Wittenberg. Dessen Begrüßungsmahl hatte rund 700 fl. gekostet, aber der Rat mußte die Familie Calov mehrfach unterstützen, da die zu dieser Zeit notorisch finanzschwache Universität noch nicht einmal die Hälfte des Gehalts zahlen konnte, das Calovius in Danzig bezogen hatte.

Daniel Bohnert (Frankfurt am Main, jetzt Gerhard-Mercator-Edition Essen) stellte Abraham Calovius als Disputator und Kontroverstheologen vor. Calovius war nach einer schwierigen Jugend bei der Überwindung eines Sprachfehlers und als Schüler von Johann Gerhard in Jena zum Perfektionisten und Pedanten geworden. Bereits in Rostock entwickelte Calovius seine Methodologie als Theorie und Praxis des Disputierens. Sie steht in



scholastischer Tradition und dient der Erfahrung der Wahrheit. Calovius war in Wittenberg zugleich Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten und hat dort zum einen dreizehn Promotions-Disputationen durchgeführt, zum anderen öffentliche Quartalsdisputationen abgehalten und private Disputationen zur Vorbereitung seiner Druckwerke veranstaltet.

Zugleich suchte Calovius, wie Tilman Pfuch (Leipzig) berichtete, als Gutachter durch »consilia« Einfluß zu nehmen. 36 Dekanatsakten sind von Calovius überliefert. Diese bilden zum Teil den internen Diskussionsverlauf ab. Die Gutachten waren in ihrer Außenwirkung wichtig, erbrachten jedoch zugleich bisweilen 50 % der Fakultätseinnahmen. Mit den »consilia« konnte man Einfluß nehmen, mußte aber nicht entscheiden, sondern half vielmehr Kontroversen zu lösen. Innerhalb der Fakultät sind Polarisierungen von Calovius, Deutschmann und Quenstedt gegen Meisner erkennbar. Aber insgesamt präsentiert sich die Fakultät in der Vermittlung zwischen Wissenschaft und Alltag als »Cathedra Lutheri«.

Die persönliche Frömmigkeit Abraham Calovs konnte Stefan Michel (Leipzig) in dessen Leichenpredigten nachweisen. Calovius hat die Form der Casualpredigt gerne genutzt. Er verfaßte Epicedien und Predigten zu Beerdigungen und Gedächtnisfeiern, aber auch zu Hochzeiten. Der Referent konnte einen 1664 von Calovius zusammengestellten individuellen Memorialband auswerten und vorstellen, den Calovius zu seinem 52. Geburtstag hat drucken lassen. Calovius behandelt in diesem Leichenpredigten auf 71 Personen die Rechtfertigungslehre: jeder Trauernde ist durch seinen Heiland selbst getröstet. Im Trösten anderer und in der Erinnerung an seine vierte Ehefrau suchte Calovius auch eigenen Trost. Er widmete das Buch u.a. seinen Brüdern, Fabian Kalau von Hofe, Peter Kalau, Daniel Kalau und dem 1664 verstorbenen Abraham Polycarp Deutschmann. Michel zeigte, wie Calovius als durchaus empathischer Mensch seinen eigenen Schmerz produktiv verarbeitete. Zwar hätte sich der Druck eines zweiten Bandes mit den nach 1664 noch folgenden 38 Leichenpredigten angeboten, es blieb aber bei der einzigen Sammelausgabe von 1664. Im Gesamtbild seiner übrigen Schriften hielt Calovius die Leichenpredigten als Auslegungsschriften für gleichwertig und verwies beispielsweise in der »Biblia illustrata« mehrfach auf diese. Die Predigten wurden sicher auch vor Hörern gehalten, sie sollten wirken, durch Vortrag und Druck. Calovius zeigt sich in ihnen als Tröster, als engagierter lutherischer Seelsorger, dem es um die Vermittlung in Heilseinsicht auch durch Lebenskrisen geht.

Beispiele für die Druckwerke, aber auch die neu erworbenen Briefe des Calovius bot die gleichzeitig zur Tagung eröffnete Kabinettausstellung der rfb. Von den drei bis 1895 in der Bibliothek vorhandenen Bänden mit Briefen, die Th. Wotschke mitnahm, tauchte der dritte zerfleddert wieder auf und wurde von der rfb erworben (Abb. 4a-b), der zweite wurde offenbar auch einzeln verkauft. Der Verbleib des Nachlasses Wotschke († 1939) ist leider unbekannt. In einem umfassenden Einführungsvortrag hat Udo Sträter alle Exponate in Leben und Werk des Abraham Calovius eingeordnet.

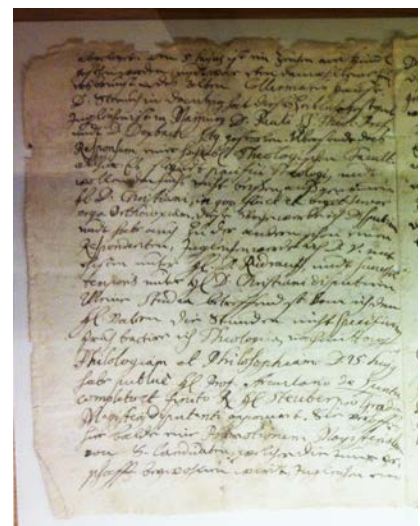


Abb. 4a.

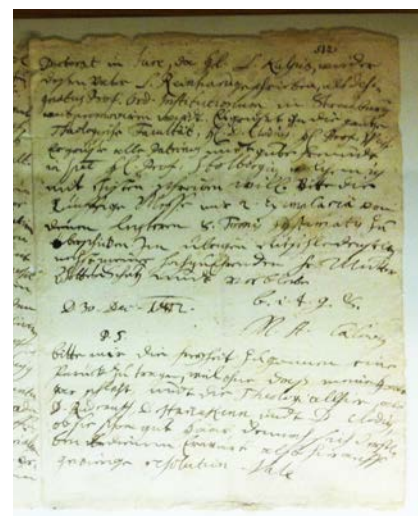


Abb. 4b.

---

## Werner Gebhardt 95 Jahre alt

von Lupold von Lehsten

---



Werner Gebhardt mit seiner Gemahlin, Rosemarie Gebhardt, geb. Scheu, und Sohn Joachim, in Berkheim am 21. Oktober 2020.

Am 21. Oktober 2020 feierte Dr. phil. Dipl.-Ing. Werner Gebhardt in Berkheim bei Esslingen seinen 95. Geburtstag. Zu diesem Fest konnten ihm vom Institut für Personengeschichte herzliche Glückwünsche überbracht werden. Waren die aktuellen Beschränkungen auch spürbar und die Zahl der Gratulanten klein, so war die Feier nicht minder herzlich. Und - entsprechend den vielfältigen Lebensspuren des Jubilars - waren Verwandte, Freunde und Wegbegleiter zusammengekommen. Werner Gebhardt selbst trug seinen Gästen eine Jugenderinnerung vor – für uns Jüngere ein hohes Gut und wertvoller Schatz.

Werner Gebhardt wurde am 21. Oktober 1925 in Dresden-Blasewitz in seinem Elternhaus Prellerstraße 25 geboren. Die Eltern, der Wirtschaftsprüfer und Steuerberater Ernst Gebhardt aus Nürnberg, und Johanna Jähnichen aus Zeitz, hatten insgesamt sechs Kinder. Der Großvater, Kassierer Paul Gebhardt in Nürnberg, stammte wie viele Gebhardt-Vorfahren aus Steinbach in Franken. Diese Vorfahren waren meist Bauern. Die Großmutter, Anna Gebhardt, geb. Gräbner, vermittelte über ihre Mutter die Abstammung von der Lehrerfamilie Autenrieth. Ahnherr Ferdinand Autenrieth, Kaiserlicher Öffentlicher Notar, war in Unterriexingen geboren. Weitere Lehrer-Vorfahren stammen aus den Familien Reber und Leistner.

Im Elternhaus und in der Prellerstraße ist Werner Gebhardt bis zum Aufbruch ins Studium aufgewachsen. Er schildert in seiner Erinnerung eindrucksvoll, wie der Lehrer Karl Hornoff ihn und seine Mitschüler in der Grundschule geprägt hat, stets offen für Neues und Unbekanntes zu bleiben und sich neue Wissensgebiete zu eigen zu machen. Blasewitz, der Schillerplatz, das Blaue Wunder, der Körnerplatz in Loschwitz waren Orte, die Werner Gebhardts Heimat blieben und sein Leben geprägt haben.

Nach dem Studium der Ingenieurwissenschaften an der TH Berlin 1946 bis 1952 wurde Werner Gebhardt bis 1979 Ingenieur und Bauleiter bei der Bau-Firma »Beton- und Monierbau AG« Düsseldorf. Seit 1955 war er an der Zweigniederlassung Stuttgart tätig, viele Jahre als deren Leiter. Daneben war Werner Gebhardt selbständiger, öffentlich bestellter und vereidigter Bausachverständiger. Die Aufgaben auf diesem Feld führten ihn auch in verschiedene Länder, von Spanien bis nach Persien.

Schon in den 1940er Jahren begann Werner Gebhardt mit intensiver Ahnenforschung. Schulers Authenrieth-Buch, dessen Forschungen bereits im 18. Jahrhundert endeten, wollte er fortsetzen. 1954 trat Werner Gebhardt dem Familienverband Autenrieth bei, ist seit 1960 Mitglied im »Ausschuß« und seit 1965 bis 2012 der »Forschungsleiter« des Verbandes und bis 2003 Schriftleiter der Rundbriefe. Seit 1968 betreute Werner Gebhardt auch das Verbandsarchiv, 1971 als stellv. Vorsitzender. Diese Forschungen und Arbeiten haben für den Verband und alle dem Verband Verbundenen reiche Früchte getragen: 43 »Rundbriefe«, das Familienbuch »Familien Auten-

rieth II«, die Chronik der »Fa. C. F. Autenrieth«, die Mitarbeit an der »Chronik des Familienverbandes Autenrieth II« und zahllose weitere Beiträge in den Rundbriefen. 1995 widmete ihm der Familienverband eine Festschrift, und 2015 ehrte ihn die DAGV.

In den 1990er Jahren nutzte Werner Gebhardt die Fülle dieser Forschungen, um einen bedeutenden Schritt weiter zu gehen. Er erkannte für das 17. und 18. Jahrhundert die paradigmatische Entwicklung der Autenrieth-Familien in der Residenzstadt Stuttgart. Die Autenriethfamilien und sozialgeschichtlich in der »Ehrbarkeit« zusammengefaßten Familien, die mit der Anrede »Herr« in Kirchenbüchern, seriellen Quellen und Akten auftraten, boten ihm die Gelegenheit, diese Gruppe umfassend prosopographisch zu untersuchen. Mit seiner stupenden Fleißarbeit »Bürgertum in Stuttgart. Beiträge zur »Ehrbarkeit« und zur Familie Autenrieth« (Neustadt an der Aisch 1999) wurde Werner Gebhardt als »Senior-Student« bei Prof. Dr. Franz Quarthal an der Universität Stuttgart 1998 zum Dr. phil. promoviert. Da hatte er bereits für mehrere Familien deren Geschichten vorbildlich recherchiert und meist im Privatdruck publiziert: u.a. 1989 »Familie Dautel aus Lindental, Grunbach und Meimsheim«, 1991 »Familien Deierlein (Zweig Hüttenbach-Stöckach)« (806 S.), 2000 »Die Urkunden der Herren von Uttenried 1190-1580. Mit Urkunden früher bürgerlicher Autenrieths, der Orte Autenried und der Herren von Ettelried« (488 S.).

Doch für Werner Gebhardt begann nun überhaupt erst sein eigentliches wissenschaftliches Wirken. In Vorbereitung eines Schiller-Jubiläums entdeckte er eine Verbindung zwischen den Familien Autenrieth und Schiller: die Patentante von Friedrich Schiller war die Schwiegermutter der Schwester Henrika des Kupferstechers Ludwig Autenrieth. Und mit den Familien Stoll und Kinkelin konnte erneut ein wirksames Netzwerk der Residenzen Ludwigsburg und Stuttgart präsentiert werden, zu dem eben auch Schiller gehörte. Nun wurde klar, daß Schiller nicht von ungefähr Zögling der Hohen Karlschule wurde. Werner Gebhardt empfand eine Forschungsglücke zu dieser hoch bedeutenden Bildungsinstitution und ihrer Geschichte, seit Heinrich Wagner mit seiner »Geschichte der Hohen Carls-Schule« (1856-1858) eine prosopographische Grundlage geschaffen hatte. In Zusammenarbeit mit Frank Raberg und Lupold von Lehsten schuf Gebhardt nun das biographische Lexikon der Schüler der Hohen Karlsschule (Stuttgart 2011). Seitdem hat er noch das biographische Lexikon der Lehrer und des Personals der Hohen Karlsschule fertiggestellt, welches sich vor der Drucklegung befindet. Für das Archiv des Familienverbandes Autenrieth hat Werner Gebhardt eine gelungene Vereinbarung mit dem Landesarchiv in Stuttgart treffen können. Seine Forschungsunterlagen zur Dissertation und die Forschungen zu Schülern, Lehrern und weiterem Personal der Hohen Karlsschule hat er dem Institut für Personengeschichte übergeben. Er hat damit im IPG einen Schwerpunkt gefördert, der in der Zusammenarbeit mit dem DFG-Projekt (LIS) »Archivische Findmittel und Quellen: Digitalisierung von Gründungsdokumenten und Statuten sowie Matrikeln und Personalverzeichnissen der baden-württembergischen Universitätsarchive Freiburg, Heidelberg, Hohenheim, Stuttgart und Tübingen« eine konsequente Fortsetzung findet. Dem Freund, Vorbild und Mentor Werner Gebhardt gelten daher zu seinem 95. Geburtstag dankbare Glück- und Segenswünsche auch der Mitarbeiter des IPG: *congratulatio* !



Neuerscheinung:

## Universitätsmatrikeln im deutschen Südwesten

Bestände, Erschließung und digitale Präsentation. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 16. und 17. Mai 2019

Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte Bd. 9



Hg. von Heike Hawicks und Ingo Runde. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2020, 434 Seiten, ISBN 978-3-8253-4726-0.

Bereits an den ersten Universitäten Europas wurden die Mitglieder einzelner Kollegien, (Studenten-)Nationen oder Fakultäten in Matrikelbüchern oder -rollen registriert. Aus diesen Verzeichnissen gingen allgemeine Universitätsmatrikeln hervor, die als bedeutendes kulturelles Erbe und als eine der wichtigsten Quellen für die universitätsgeschichtliche Forschung oftmals bereits im 19. Jh. in gedruckter Form ediert wurden. Zumeist kam es im Anschluss daran nicht zu einer weiterführenden Aufarbeitung, und bis auf einführende Aufsätze fehlt zudem ein aktuelles Überblickswerk zu dieser Quellengattung und den Möglichkeiten ihrer digitalen Präsentation und Auswertung.

Der Tagungsband deckt somit am Beispiel der reichen Universitätslandschaft von Mainz bis Konstanz ein Forschungsdesiderat ab und eröffnet Perspektiven für eine moderne Aufbereitung von Text- und Bildinformationen aus den in Südwestdeutschland vom ausgehenden 14. bis in das 20. Jahrhundert überlieferten Universitätsmatrikeln.

Mit Beiträgen von Norbert Becker, Sandra Eichfelder, Ulrich Fellmeth, Ole Fischer, Christian George, Simon Götz, Angela Hartwig, Heike Hawicks, Annetta Holtmann-Mares, Volkhard Huth, Regina Keyler, Manfred Komorowski, Lupold von Lehsten, Wolfgang Mährle, Wolfgang Müller, Klaus Nippert, Hannelore Putz, Ingo Runde, Rainer Christoph Schwinges, Sarah Seibicke, Dieter Speck, Daniel Wilhelm.

[https://www.winter-verlag.de/de/detail/978-3-8253-4726-0/Hawicks\\_Runde\\_Hg\\_Universitaetsmatrikeln/](https://www.winter-verlag.de/de/detail/978-3-8253-4726-0/Hawicks_Runde_Hg_Universitaetsmatrikeln/)







## Schriftleitung

Institut für Personengeschichte  
64625 Bensheim  
Hauptstraße 65  
Tel. 06251 62211  
Fax 06251 62271  
institut@personengeschichte.de  
www.personengeschichte.de

## Redaktion und Layout

Lupold v. Lehsten  
Abbildungen S. 18-19 Katrin Fischer,  
Dirk Kolb, S. 25-29 L. v. Lehsten  
sowie, soweit nicht eigens nachge-  
wiesen: IPG, Bensheim.

Werden Sie Mitglied im Förderkreis  
der Stiftung für Personengeschichte,  
erhalten Sie regelmäßig das **ARCHIV**  
FÜR FAMILIENGESCHICHTSFORSCHUNG.  
Werben Sie Mitglieder und  
Förderer für den Förderkreis der  
Stiftung für Personengeschichte und  
die Arbeit im Institut,  
herzlichen Dank!

## ISSN

ISSN 2509-2286

## Konto des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte

Sparkasse Bensheim  
IBAN DE78 5095 0068 0005 0133 47  
BIC HELADEF1BEN  
Der Förderkreis ist vom Finanzamt  
Bensheim unter der Steuernummer  
052 5056777 zuletzt am 5. 2. 2019  
als förderungswürdig für wissen-  
schaftliche Zwecke (§ 52 Abgaben-  
ordnung) anerkannt worden.